

THEOLOGISCHES

Katholische Monatschrift

Begründet von Wilhelm Schamoni

Jahrgang 32, Nr. 7

Juli 2002

INHALT

Leo Scheffczyk

Johannes Overath – Leben im Dienst des Geheimnisses..... 194

Die Kirche am Beginn des dritten Jahrtausends..... 197

Walter Lang

Gedanken zur Neuevangelisierung..... 207

Walter Hoeres

Die Unfähigkeit, miteinander zu reden..... 211

Konvente 217

Stelldichein 218

Wolfgang F. Rothe

Prinzip und Fundament für die Einheit..... 219

Joseph Overath

Die Werbeaktion „Kraft zum Leben“ aus katholischer Sicht. 225

Georg May

Bischof Dr. Piontek über das II. Vatikanische Konzil..... 231

Vittorio Messori

Schuldgefühle (Übers. Prof. Dr. Gerhard Fittkau)..... 235

Norbert Dlugai

Ist die heilige Kirche Gottes nur noch Vermittlerin
ethischer Diesseitswerte?..... 237

BUCHBESPRECHUNG

Stefan Hartmann

César Ortiz, Josemaria Escrivá. Profile einer Gründergestalt. 243

Walter Hoeres

David Berger, Thomas von Aquin begegnen..... 244

Klaus Smerling

Nocturnale Romanum..... 245

Verlagsankündigung:

Konrad Löw „Die Schuld“..... 245

Leserbrief..... 246

Norbert Clasen

Die Vernunft des biblischen Schöpfungsglaubens und
Menschenbildes..... 247

L.: Sättigungsmahl oder Opfermesse?..... 261

LEO SCHEFFCZYK

Johannes Overath – Leben im Dienst des Geheimnisses

Evgl. Joh 12,23–28

Requiem für Prälat Johannes Overath
am 5. Juni 2002 im Hohen Dom zu Köln

Ein Requiem, wie wir es heute begehen, ist keine bloße Trauerfeier. Zwar sind auch wir von der Aussage betroffen, die Jesus im Evangelium macht, wo er sagt: „Meine Seele ist erschüttert“. Aber der Ausdruck der Erschütterung ist überhöht und überglänzt von den anderen Worten desselben Evangeliums, in denen vom Aufgang des Weizenkorns, vom Fruchtbringen für die Ewigkeit und von der Verherrlichung am Ende gesprochen wird. Bezeichnenderweise sind diese verheißungsvollen Aussagen aber zurückgebunden und eingefügt in das Wort vom Dienen und vom Dienst vor Gott. „Wenn einer mir dient, wird der Vater ihn ehren“.

So bietet diese Stunde Anlass, uns dankbar an den Dienst zu erinnern, den Johannes Overath in seinem 89 Jahre lang währenden Leben getan hat, ein Dienst, der mit vielen äußeren Ehren und Auszeichnungen bedacht worden ist, die anderwärts ihre Würdigung erfahren haben und noch erfahren werden. Uns geht es in dieser Stunde mehr um das, was uns geistlich betrifft und was an diesem Leben beispielhaft für uns sein kann wegen seiner inneren Eigenart, seiner spirituellen Ausrichtung, seiner Hingabe an das Heilige. Man darf das Leben des Verstorbenen zuerst als Dienst am Wahren, an der Wahrheit des Glaubens, deuten.

1) Das Leben des Verstorbenen deckte sich nahezu mit dem Ausmaß des ganzen vergangenen zwanzigsten Jahrhunderts, das er zumindest von seinem zweiten Drittel an bewusst erlebte. Es war das Jahrhundert nicht nur der politischen Revolutionen, der geistigen Wirrnisse, sondern auch die Ära des Aufkommens des Atheismus als Massenerscheinung im Abendland. In dieser Zeit des grenzenlos erscheinenden Fortschritts und des Sturzes alles Beständigen und Bleibenden konnte das verführerische Schlagwort aufkommen, dass das einzig Unwandelbare in der Geschichte der Wandel selbst sei. So wurden in der Philosophie dieser Epoche Sein und Zeit einfach gleichgesetzt und die Wahrheit gänzlich dem geschichtlichen Wandel, der Geschichtlichkeit unterworfen, was für viele heute noch gilt.

Für Johannes Overath war dies der Anlass, sich umso entschiedener der gültigen Wahrheit zuzuwenden und sich als Theologe und Priester in ihren Dienst zu stellen. Dabei stand er als weltoffener Christ der Entwicklung und dem Fortschritt nicht feindlich gegenüber. Aber es wuchs dabei in ihm auch

Adressenänderungen, Neu- u. Abbestellungen bitte an:

Verlag Franz Schmitt, Postfach 1831, 53708 Siegburg (i. A. des Hrsg.)

der Sinn für das in allem Wandel Bleibende, für das in der Entwicklung unverändert Mitgehende, für das sich im Wechsel Bewährende: die lebendige Überlieferung, die Tradition. Das Verständnis dafür vermittelten ihm solche selbst durchaus zeitaufgeschlossene Lehrer wie Theodor Klauser und Arnold Rademacher in Bonn oder wie Karl Adam in Tübingen. Der Zugang zur Tradition und damit zur bleibenden Wahrheit wurde ihm freilich erleichtert durch den Reichtum an kulturellem und religiösem Erbe, mit dem ihm seine rheinische Heimat beschenkte. Dabei war die Tradition für ihn nicht eine Anhäufung von verstreuten Aschenresten aus einem niedergebrannten Feuer, sondern sie war ihm eine weiterglühende Flamme, die sehr wohl auch in der Moderne Licht und Wärme verbreiten konnte. In der Kraft der Tradition vermochte er als junger Seelsorger wie bald auch als Lehrer der Theologie die Wahrheit in unheilvoller Zeit unverfälscht zu verkünden, nicht in schwächlicher Anpassung, sondern in kritischer Distanz. Aus dieser Distanz heraus konnte er auch Einfluss auf den Wandel der Dinge nehmen, so etwa später als Peritus auf dem Zweiten Vatikanischen Konzil oder als langjähriges Mitglied des Rundfunkrates beim Westdeutschen Rundfunk.

2) Wenn man aber weiterfragt, welches das eigentliche Mittel, das Medium war, das ihn mit der Tradition verband und ihm die Kraft zum Dienst an der Wahrheit schenkte, dann wird man auf die Liturgie der Kirche und zumal auf die *musica sacra* verwiesen. Deren Pflege und Weiterentwicklung wurde ihm zur eigentlichen Lebensaufgabe. Seine theologische Bildung und seine musische Begabung lenkten die Aufmerksamkeit schon des jungen Dozenten und späteren Professors im Erzbischöflichen Priesterseminar in Bensberg auf jene Gestalt der Wahrheit, in der sie uns als Schönheit aufleuchtet, in der das *sigillum veri* zum Glanz der Wahrheit, zum *splendor veritatis*, wird. Das geschieht in der Feier der kirchlichen Liturgie, welcher die sakrale Musik einen noch gesteigerten weihewollen und festlichen Ausdruck verleiht. Als musisch begabter Theologe hatte er gelernt, dass den klassischen Werken der Musik eine gewisse Zeitüberhabenheit und damit auch eine eigene Wahrheit zukomme. Was lag dann näher, als dass er diese seelenvollste aller Künste auch für den Ausdruck des christlichen Kultes erhalten wissen wollte, zumal sich in der Zeit nach dem Konzil auch Stimmen bemerkbar machten, die meinten, dass die Kirchenmusik mit dem Wesen der Liturgiereform nicht in Übereinstimmung zu bringen sei.

Johannes Overath aber trat für diese Übereinstimmung nicht unbedacht und einfältig ein. Er, der auch die moderne Musik kannte und u. a. zu Werner Egk ein freundschaftliches Verhältnis pflegte, wusste sehr wohl um den Unterschied zwischen der rein ästhetischen Begründung des profanen musikalischen Kunstwerkes und der Ableitung einer kirchlichen Tonkunst, die im gregorianischen Choral ihren bleibenden Ursprung hat.

Diese Kunst kam für ihn aus dem Geist der Liturgie, die ihrerseits den Geist des Glaubens, der Freude über die Erlösung und der Verehrung des Schöpfer- wie des Erlösergottes atmet. So konnte er in einem der letzten seiner zahllosen Beiträge zur *musica sacra* den Geist der Liturgie auf den Heiligen Geist selbst zurückführen und die wahre Kirchenmusik als den „*iubilus Patris et Filii*“ bezeichnen, der im Heiligen Geist erklingt. Darum war er auch der heute vor allem in den Ostkirchen lebendigen Überzeugung, die bei uns im Schwinden begriffen ist, dass es einen Zusammenhang zwischen der

irdischen und der himmlischen Liturgie gibt, dessen Verbindung nicht zuletzt durch die sakrale Musik geknüpft wird.

Solche Gedanken waren Ausdruck seines Dienstes am Schönen, das ihm nicht als Feind des Wahren galt, sondern als seine seelisch-sinnenhafte Ausgestaltung und Erhebung. So war es ihm immer auch ein Anliegen, die Schönheit der Kirchenmusik mit der theologischen Wahrheit zu verbinden, die eigene Würde der Kirchenmusik theologisch zu begründen und ihr einen theologischen Rang zu verleihen. Diesem Anliegen diente seine jahrzehntelange wissenschaftliche und organisatorische Tätigkeit als Präsident der von Paul VI. errichteten „*Consociatio Internationalis musicae sacrae*“ und des Päpstlichen Instituts für Kirchenmusik.

Aber in der Erkenntnis der theologischen Verwurzelung der liturgischen Musik ging es ihm darüber hinaus auch darum, die Theologen und Priester *zum* Verständnis sakraler Tonkunst zu führen, ja sie *durch* die Kirchenmusik zu erziehen und sie zu würdigen Dienern des Mysteriums heranzubilden. Viele der hier anwesenden Schüler des Verstorbenen, Priester und Bischöfe, aber auch seine Fachkollegen und Freunde, werden ihm das immer danken.

3) Man kann wohl ahnen, dass dieser theologische Dienst zur Integrierung der Kirchenmusik in die *actio sacra* noch aus tieferen Quellen gespeist war als nur aus künstlerisch-theologischen Antrieben. Der letzte Grund dieses seines Dienstes lag in einer dreigeteilten geistlichen Wurzel: nämlich in dem tiefempfundenen Glauben an das Mysterium der Kirche, wie an das Geheimnis des Priestertums und das der Eucharistie. So wurde seine Hingabe an das Wahre und Schöne zuletzt ein Dienst am Mysterium. Obgleich Johannes Overath als geschichtlich gebildeter Mensch und als weltzugewandter Christ auch um das Menschliche und Allzumenschliche in der Kirche wusste, wäre es ihm nie eingefallen, etwa in den heute beliebten Protestruf einzufallen: „Die Kirche sind wir“. Er wusste, wenn wir allein die Kirche wären und wenn nicht Christus in ihr als Haupt der von ihm belebten Glieder anwesend und am Werke wäre, dann wäre es um die Kirche schon lange geschehen.

Aus der Einheit von Christus und der Kirche erschloss sich ihm unmittelbar auch die Wahrheit vom Priesteramt. Er sah im Priestertum den unverzichtbaren Christusdienst, in dem Christus sich personale Werkzeuge wählte, damit diese an seiner Stelle die Vermittlung des Heils mit Vollmacht und Gewissheit für die Gläubigen weiterführen. Die Lehre vom sakramentalen Charakter der Weihe war ihm eine lebendige Wirklichkeit, aber auch eine sein Leben prägende Verpflichtung. Davon wurden aber seine natürliche Menschlichkeit, sein Sinn für Gemeinschaft und Freundschaft, ja auch für Humor nie angetastet, wie ja das Heilige und die Gnade alles Natürliche entfalten und erheben, wenn auch niemals ohne das Zeichen des Kreuzes.

Das Kreuzereignis aber ist dem Christen sakramental gegenwärtig in der Eucharistie, in der sich das Kirchesein und der priesterliche Dienst vollendet. Für Johannes Overath erbrachte die Aussage des Zweiten Vatikanums, nach der die Eucharistie „Quelle und Höhepunkt des ganzen christlichen Lebens“ ist, keine Neuerung. Sie war die *Maxime* seines priesterlichen Lebens. Für ihn war die Eucharistie nicht nur die höchste kultische Feier, sondern Gegenstand einer tiefwurzelnden innigen Verehrung. So dürfen wir begründet schließen, dass seine ganze liturgisch-kirchenmusikalische Hingabe ein Funke aus dem Lichtkreis war, der sich für ihn um das Altarssakrament breitete. In diesem Licht mag ihm zuweilen schon etwas von der Schönheit und Herrlichkeit des

Christusglaubens aufgegangen sein, von der am Ende das heutige Evangelium spricht. Wir haben ihm für dieses Aufleuchten des Christusglanzes in seinem Leben und in seinem liturgischen musikalischen Dienst zu danken. Wir dürfen

dabei auch die untrügliche Hoffnung haben, dass ihm diese Herrlichkeit nach dem gnädigen Urteil Gottes in Fülle aufgehen wird.

Leo Card. Scheffczyk

LEO SCHEFFCZYK

Die Kirche am Beginn des dritten Jahrtausends¹

Die Wende vom zweiten zum dritten Jahrtausend, die sich im vergangenen Jahr vollzog, übt auf manche Gemüter eine eigentümliche Anziehungskraft aus. Man könnte sie auf die Faszination der Zahlen und auf den Einfluss der alten Zahlensymbolik zurückführen, in der die Ziffer 1000 als die Zahl der Vollkommenheit und der Vollendung immer etwas Verheißungsvolles an sich hatte. Das fand seinen Niederschlag besonders in der Vorstellung vom tausendjährigen Reich in der Apokalypse (Off 20,1-6).

Den Menschen der Gegenwart allerdings, auch den Christen, liegen solche enthusiastischen Vorstellungen nicht besonders nahe. Das gilt auch für Johannes Paul II., dem eine besondere Neigung zur symbolischen Bedeutung des Wechsels zum dritten Jahrtausend nachgesagt wird. In seinem Apostolischen Schreiben zum Beginn dieses Millenniums², das aus den lebendigen Erfahrungen des Jubiläumsjahres 2000 heraus entstanden ist und das tatsächlich von großen Erwartungen auf eine christlichen Neubeginn getragen ist, warnt der Papst ausdrücklich vor „chiliasmatischen Phantasien“³. Er verbindet seine Hoffnungen mit einem anderen Grund, nämlich mit dem Blick auf die Vergangenheit und mit der Wertung der zweitausendjährigen Geschichte des Christentums, die den Christen auf die Zukunft hin verpflichtet.

Die vergangene Geschichte bietet die Garantie dafür, dass die Religion Jesu Christi und seine Kirche auch in Zukunft der Welt erhalten bleiben und voranleuchten werden. Wenn man die Anziehungskraft der Zahl 3000 so von der gewaltigen Geschichte des Christentums her ableitet, die auch durch die heute von der Öffentlichkeit allein herausortierten Fehlleistungen nicht widerlegt wird, und wenn man dazu die Verantwortung gegenüber dieser Geschichte und ihrer Fortführung lebhaft empfindet, dann darf man der Jahrtausendwende schon seine Aufmerksamkeit zuwenden und der Ziffer 3000 eine besondere Zeichenhaftigkeit zubilligen. So empfängt auch die in diesem Thema gestellte Frage nach der „Kirche am Beginn des dritten Jahrtausends“ einen Sinn. Es geht dann um eine Diagnose der Gegenwart und um eine Erwägung bezüglich der Zukunftserwartung der Kirche zumal in unserer westlichen Welt. Es sind dies Fragestellungen, die freilich nur annähernd, mit Vorsicht und in begrenztem Umfang beantwortet werden können.

Zum Versuch einer solchen Antwort gehört zuerst ein realistischer Blick auf die geistige Verfassung der gegenwärtigen Gesellschaft, in welcher die Kirche steht und in die sie einbezogen ist.

1) Der geistige Stand der modernen Gesellschaft

Das Zweite Vatikanische Konzil (1962–1965) hat in der „Pastoralen Konstitution über die Kirche in der Welt“⁴ das

Verhältnis der Kirche zur modernen Welt, d. h. konkret zur modernen Gesellschaft, in einer durchaus optimistischen Grundeinstellung dargestellt, die man aus dem Einfluss Teilhards de Chardin († 1968) auf die Verfasser des Dokumentes abgeleitet hat⁵. Die hier dargestellte Kirche fühlt sich auf ihrem geschichtlichen Weg eng mit der Welt und der Gesellschaft verbunden, sie weiß sich mit ihr eins in dem Streben nach Humanisierung und Sozialisation und sie anerkennt weithin den „gesellschaftlichen Dynamismus“ der modernen Zeit⁶.

Das Konzil gab sich hier der hochgemuten Überzeugung hin, dass die heutige Welt die Kirche brauche, dass sie auch für das übernatürliche Anliegen offen sei, weil man sich in der natürlichen Zielsetzung so nahe stehe. Man braucht hier nicht der Frage nachzugehen, ob sich das Konzil nicht schon bezüglich der damaligen Lage der Welt getäuscht habe; es genügt, nüchtern festzustellen, dass diese optimistische Sicht der heutigen Verfassung der Gesellschaft und ihrer Einstellung zur Kirche nicht mehr entspricht.

Der für die nichtchristliche Geisteshaltung der modernen Gesellschaft repräsentative J. Habermas hat vor einiger Zeit hinsichtlich der Bedeutung von Christentum und Kirche in der modernen Gesellschaft geradezu das Gegenteil behauptet, nämlich, dass die Welt die Kirche nicht mehr brauche. Er erklärte im Hinblick auf die industrielle Gesellschaft, dass man „heute zum ersten Mal den Verlust der ... Erlösungshoffnung als allgemeines Phänomen“ feststellen müsse, womit natürlich die christliche Erlösungsreligion und Kirche hinfällig geworden seien⁷. Habermas, den man als den „diensthabenden Intellektuellen der Bundesrepublik“ bezeichnet, hat zwar in der jüngsten Zeit moderatere Töne angeschlagen, aber er erkennt die Religion doch nur insofern an, als sie sich in die Sprache der Welt übersetzen und in weltliches Handeln mit sozialen Inhalten überführen lässt. Er spricht deshalb von einer notwendigen „Dekonstruktion“ des Religiösen in das Weltliche hinein, die heute zu leisten sei.

Dieser Vorgang ist inzwischen weitergediehen, so dass sich der Schub zur Verdrängung des Religiös-Christlichen aus der modernen Gesellschaft verstärkt hat. Was wir in den letzten Jahren im westlichen Raum an bewusster Ablehnung christlichen Geistes etwa im Scheidungsrecht, in der Abtreibungspraxis, bei der Einführung der Homo-Ehe, bei der beruflichen Anerkennung der Prostituierten, im Bereich der Euthanasie und nun auch der Gentechnologie erleben, ist eine rapide vorangehende Entchristlichung, die auch das alle Menschen einigende Naturrecht aufgibt und an seine Stelle reine Zweckmäßigkeitsregeln zur Einhaltung äußerer Ordnung setzt. Dazu kommen in unserem Land die Kreuzurteile

¹ Vortrag vor Priestern und Laien vom 21. 4. 2002.

² *Novo Millennio Ineunte* vom 6. Januar 2001.

³ *Ebda.*, nr. 5.

⁴ *Gaudium et Spes* vom 7. 12. 1965.

⁵ So in: *Das Zweite Vatikanische Konzil. Lexikon für Theologie und Kirche. Dokumente und Kommentare III*, Freiburg 1968, 319f. (Ch. Moeller).

⁶ *Gaudium et Spes*, nr. 42.

⁷ J. Habermas, *Wozu noch Philosophie? Politische Profile*, Frankfurt a.M. 1971, 35.

und die ersten Versuche zur Abschaffung des christlichen Religionsunterrichtes an den Schulen, die in dieselbe Richtung der Relativierung und Ablösung des Christlichen weisen.

Diese Strategie wird zudem noch flankiert von bewussten Ausfällen gegen christliche Wahrheiten und Symbole, die der Verachtung preisgegeben werden sollen. So hat im vergangenen Jahr der Berliner Philosoph H. Schnädelbach eine Abhandlung über die angeblichen „Geburtsfehler“ des Christentums geschrieben, in der er das Christentum als einen „Fluch“ bezeichnet, der „auf unserer Zivilisation lastet“⁸; der Religionsphilosoph M. Urban bezeichnet in einem neueren Buch den christlichen Opferglauben als eine „bizarre Konstruktion“⁹ aus der Steinzeit, in der jüngsten Auseinandersetzung um den Stammzellenimport wurde die katholische Moral als „Tummelplatz für primitive Religionen und primitive Menschen“ bezeichnet; in einer neueren Veröffentlichung des Europäischen Parlaments wird die Kirche wegen der angeblichen Beschneidung der Rechte der Frau angegriffen, wobei indirekt auch die Trennung von Kirche und Staat gefordert wird¹⁰. Zu all diesen negativen Kundgebungen gegen die Kirche kommen noch die in regelmäßigen Abständen auftretenden „Kunstblasphemien“ wie neuerdings die Aufführung über den „Vaterschaftsprozess des Zimmermanns Joseph“.

Will man diese Tendenzen zur Dekonstruktion des Christlichen auf einen gemeinsamen Grundbefund zurückführen, so darf man auf den Ansatz des amerikanischen, auch in Deutschland bekannt gewordenen Philosophen Richard Rosty hinweisen, dessen Bedeutung jüngst in einer Laudatio J. Habermas hervorgehoben hat¹¹. Er lobt ihn zunächst wegen seiner Metaphysikfeindlichkeit, mit der er z. B. den Begriff der Substanz und andere angeblich hochtrabende Begriffe der klassischen Philosophie als nichtssagend entlarvt habe, was gegen jede philosophische Grundlegung der Theologie gerichtet ist. Das scheint noch verhältnismäßig harmlos zu sein. Aber daraus ergibt sich eine viel entschiedenere Konsequenz, nämlich die Leugnung jeder objektiven Wahrheit, die uns angeblich nicht zugänglich ist und um die wir uns nicht zu kümmern brauchen. Deshalb kommt Rosty auch zu der Forderung, dass der Wahrheitsanspruch der Religionen, zumal der des Christentums, aufgegeben werden müsse und dass die institutionalisierte Religion „endlich von der Bildfläche verschwindet“, was natürlich besonders wieder für das Christentum gilt. Es dürfe nichts „Nichtmenschliches geben, woran sich die Menschen in ihrem Leben messen sollten“. Hier erhebt sich das titanische Pathos einer absoluten Befreiung des Menschen von allen traditionellen Wahrheiten und Werten mit dem Ziel der Errichtung einer neuen Kultur, die nur getragen sein soll vom Gespräch aller miteinander.

Das daraus eine neue Kultur entstehen könnte, ist ziemlich unwahrscheinlich. Aber der genannte Ansatz charakterisiert wohl am schärfsten die revolutionäre Einstellung der Gegenwart zum Christentum. In ihr haben der Säkularismus, Pluralismus, Relativismus und Liberalismus sich zu einem explosiven Gemisch vereinigt, dessen Zerstörungskraft auf die Kirche gerichtet ist.

Von diesen Kräften ist das Christentum heute umgeben, wenn nicht gar eingeschnürt. Man muss um diese Tendenzen wissen, um die Situation von Christentum und Kirche in dieser Zeit des beginnenden dritten Jahrtausends verstehen und beurteilen zu können.

2) Die Situation der Kirche in der „verweltlichten“ Welt

Es bedarf wohl keines eingehenderen Beweises dafür, dass die geistige Situation und Atmosphäre der säkularen Welt ihre Auswirkungen auch auf die Kirche zeigt, die sich ja auf dem Zweiten Vatikanum zu einer bewussten Weltöffnung entschlossen hat. Die vorsichtige, gemessene Öffnung des Konzils hat nun aber im Laufe der Entwicklung ihren Charakter geändert und ist, wie man wohl sagen darf, zu einer immer stärkeren Angleichung an die Welt geworden, vor der der hl. Paulus mit seinem Wort „Gleicht euch nicht dieser Welt an“ (Röm 12,2) deutlich warnt. Die Folge dieser Angleichung ist ein immer deutlicher werdender Verlust der Eigenbedeutung der Kirche im christlichen Bewusstsein selbst, der Verlust ihrer Identität.

Man versteht die Kirche heute weithin auch schon als gesellschaftliche Gruppierung, die sich den Bedingungen der Gesellschaft einfügt, um an ihrer Gestaltung im humanitären Sinne mitzuarbeiten. Man vergisst dabei aber häufig, dass selbst die sozial- menschliche Aktivität der Kirche so geartet sein muss, dass aus ihr der Geist des Evangeliums hervorleuchtet. Wo das nicht beachtet wird, kommt es zu einer unbegrenzten Anpassung nach außen, die in einer Art von Rückkoppelungseffekt auch auf das Innere der Kirche einwirkt. Daraus erwachsen zahlreiche vieldeutige Reformbestrebungen, welche die Kirche nicht nur äußerlich nach einem demokratischen Modell umwandeln möchten, sondern auch die heute die Demokratie beherrschenden Inhalte in die Kirche hineinzutragen versuchen: d. h. Pluralität, dogmatische und sittliche Toleranz, Ablehnung des Amtes, Verkürzung des Evangeliums auf soziale Nutzwerte. So ist eine „Menschheitsbeglückungskirche“ im Entstehen, welche die gottdienende und so erst den Menschen helfende Kirche des göttlichen Mysteriums ablösen soll.

Mit der Selbstsäkularisierung geht weiterhin die Einebnung des Übernatürlichen Hand in Hand, die Einheit des Glaubens gerät ins Hintertreffen gegenüber einem Auswahlchristentum, die Verdunstung des Glaubens führt zum Überschlag angeblichen religiösen Erlebens und liturgisch zur vielfachen Banalisierung des Gottesdienstes. Der Relativismus im Glauben weiß sich dabei noch mit einem spezifisch katholischen Deckmantel zu behängen, wenn er etwa sagt: Im Glauben gehe es grundsätzlich um Geheimnisse, die man ohnehin nicht ergründen könne. Also sei es auch nicht möglich, sich an feste Sätze und eindeutige Lehraussagen zu halten, welche die Weite des Geheimnisses nur verkürzen könnten. Deshalb sei die Auswahl des dem Einzelnen gerade Passenden das Gegebene.

Auf moralischem Gebiet wird das göttliche Gesetz und seine Auslegung durch die Kirche zurückgedrängt durch die angeblich schöpferische Kraft des Gewissens, welches das Gute und Wahre nicht mehr als vorgegeben anerkennt, sondern es aus seiner eigenen Machtvollkommenheit heraus setzt und schafft. Am Horizont dieses von vielen Christen eingeschlagenen Weges steht das verlockende Ziel eines Glaubens ohne Dogma und einer Moral ohne Normen auf, verbunden mit der Erwartung, dass das Christentum so den Menschen wieder attraktiv erscheinen würde. Dabei wird in dem reformerischen Enthusiasmus nicht bedacht, dass es, wesentlich

⁸ Vgl. DT vom 15. Juni 2000, S. 5–6.

⁹ M. Urban, *Wie die Welt im Kopf entsteht – Von der Kunst, sich eine Illusion zu machen*, München 2002.

¹⁰ Vgl. DT vom 16. 3. 2002, S. 5.

¹¹ DT vom 11. 12. 2001, S. 10.

gesehen, gerade diese Liberalisierung des Christentums ist, die seine Schrumpfung befördert; denn um das Konzept einer liberalen „Menschheitsbeglückungskirche“ zu vertreten, bedarf es keines Bekenntnisses zum Christentum, das lässt sich auch außerhalb der Kirche in einfacher Erinnerung an die ehemaligen christlichen Werte verwirklichen.

Dabei ist auch der Fehlschluss zu bedenken, der den säkularistischen Reformern unterläuft, wenn sie vorgeben, dass ihre Pläne und Entwürfe modern seien, dass sie von Modernität und Neuheit zeugten. Dem ist schlicht entgegenzuhalten: Nichts von den Hauptanliegen der Neuerer ist wirklich neu: die Forderung nach der Zurückdrängung des Papsttums, nach der Laienkirche, nach demokratischen Strukturen, nach Lockerung der Unauflöslichkeit der Ehe, nach Freigabe der Sexualität, nach dem Frauenpriestertum und nach der Aufgabe des Zölibats sind nicht wirklich neu. Dahinter steht das in Krisenzeiten, etwa im Hohen Mittelalter, in der Auseinandersetzung mit den Katharern und Albigensern oder in der sog. Reformation oder in der Aufklärung immer wieder erhobene Aufbegehren des Denkens gegen den Glauben, der Vernunft gegen die Offenbarung, des Weltgeistes gegen den Geist Christi. Auch im Verhältnis zu neueren Konzeptionen des Christentums, etwa zum Protestantismus oder zum Altkatholizismus, haben diese neueren Konstruktionen nichts eigentlich Modernes an sich. Im vergangenen Jahr hat ein Sprecher der Altkatholischen Kirche in Österreich den katholischen Vertretern der „Kirche von unten“ das Angebot gemacht, sie sollten sich doch der Altkatholischen Kirche zuwenden, weil sie dort alle ihre Wünsche erfüllt bekämen.

Angesichts dieser Tendenzen lassen sich auch Versuche zur Prognose der zukünftigen Gestalt der Kirche im ehemaligen Abendland verstehen. Der schweizerische katholische Soziologe Urs Altermatt stellt in bezug auf die gegenwärtigen Konflikte in der katholischen Kirche, die alle religiösen und ethischen Fragen betreffen, zunächst fest, dass schon jetzt „zwei unterschiedliche Kirchen- und Gesellschaftskonzeptionen“ existieren¹². Von diesen favorisiert die eine Konzeption eine gläubige Gemeindekirche, die zweite ein ungebundenes Auswahlchristentum, dem sich alle Gutmeinenden anschließen könnten. Der gläubigen Gemeindekirche gibt der katholische Soziologe keine Chance. Nach seinem Zukunftsbild werde die Kirche sich zu einer Art von Dachorganisation entwickeln, in der es für die verschiedensten religiösen und ethischen Richtungen Raum gebe, die sich vor allem aber zu religiösen Dienstleistungen gegenüber ihren Anhängern verpflichtet fühle. Altermatt merkt auch an, dass sich dieser Typus einer katholischen Kirche deutlich dem westeuropäischen Protestantismus nähert¹³. Damit ist aber das Urteil über die Katholizität dieses Typus schon gefällt. Die festgestellte Annäherung an den Protestantismus sagt alles.

Natürlich stellt sich angesichts dieser Diagnose, die Kardinal Ratzinger schon vor Jahren in dem Buch „Zur Lage des Glaubens“¹⁴ viel ausführlicher durchgeführt hat, die Frage nach der Einstellung und nach der Reaktion der Kirche auf diese ihre Fehlentwicklung.

3) Die Reaktion der Kirche auf die Situation der Glaubenskrise

Aufgrund der vorgenommenen Zustandsbeschreibung wird die Feststellung nicht überraschen, dass die Stellungnahme

der Gläubigen wie der Kirche zu dieser Entwicklung nicht einheitlich ausfällt. Die im Glauben geteilte und in der öffentlichen Meinung auseinandergehende Kirche vermag kein einheitliches Urteil über ihre eigene Situation zu fällen. Was deshalb von dem einen als Zeichen des Verfalls gedeutet wird, gilt dem anderen als Signal einer sich erneuernden Kirche. Auch die negativen Ergebnisse der Statistik vermögen da nicht zu beeindrucken. So kann sogar der für die Kirche innerlich bedrohliche Priestermangel von manchen Interpreten als Zeichen für das Wirken des Heiligen Geistes ausgegeben werden, der angeblich eine Laienkirche schaffen möchte.

Diese Uneinheitlichkeit im Urteil ist im übrigen auch geschichtlich nicht ohne Parallelen. Es ist mit ein Zeichen der Krise, dass sie von vielen als solche nicht gesehen und erkannt wird. Das war auch in der Reformationszeit ähnlich. Hierzu trifft H. Jedin die treffende Feststellung, dass paradoxerweise damals „nichts die Kirchentrennung so gefördert“ habe, „wie die Illusion, die sich über ihr Vorhandensein täuschte“¹⁵.

Wenn deshalb auch das Durchschnittsbewusstsein der Christen keine einheitliche Reaktion auf die Zeitproblematik zeigt, so gibt es doch seitens des kirchlichen Amtes genug Hinweise der Besorgtheit und des Ernstes bezüglich der kirchlichen Gesamtlage. Am meisten dramatisch waren die Töne gehalten, die Papst Paul VI. († 1977) in die Diskussion einbrachte. Er hat nicht nur einmal dem Sinn nach den Satz wiederholt, den er in einer Ansprache des Jahres 1968 sprach: „Die Kirche befindet sich in einer unruhigen Stunde der Selbstkritik, oder besser gesagt, der Selbsterstörung“¹⁶. Auch in den Enzykliken Johannes Pauls II. finden sich solche Stellungnahmen, auch wenn sie verständlicherweise nicht an vorderster Stelle stehen. Aber die kritische Einstellung zur Lage des Glaubens ist nicht zu überhören, so wenn es in einem Wort vom Februar 1981 heißt: „Man muss realistisch und mit tiefem Mitempfinden zugeben, dass heute zahlreiche Christen sich verloren, verwaist, ratlos und sogar enttäuscht fühlen; mit vollen Händen sind Ideen ausgesät worden, die im Widerspruch zur offenbaren und seit jeher gelehrten Wahrheit stehen; es sind ausgesprochene Häresien im dogmatischen und moralischen Bereich verbreitet worden ... man hat die Liturgie manipuliert Die Christen werden vom Atheismus verführt, vom Agnostizismus, vom moralisch verschwommenen Aufklärertum, von einem soziologischen Christentum, ohne definierte Dogmen und ohne objektive Moral“¹⁷.

Ähnliche Töne hat er auf vielen Reisen zumal in Deutschland und Österreich angeschlagen. Beim ersten Deutschlandbesuch im Jahre 1980 bestätigte deutscherseits Kardinal Höfner diese Sorgen des Papstes, wenn er vom „verhängnisvollen Traditionsbruch“, von „der religiösen Krise“ und vom „Kollaps des Gewissens“ in Deutschland sprach¹⁸. In der Folgezeit haben einzelne Bischöfe diese Beurteilung bestätigt, aber in das Gesamtbewusstsein ist sie wohl nicht eingedrungen. Dieses wird vielmehr beherrscht von einem affektgeladenen Ökumenismus, der nahezu keine Unterschiede zwischen der katholischen Kirche und den reformerischen Gemeinschaften mehr kennt, was sich besonders an den Forderungen nach Eucharistiegemeinschaft zeigt, die jetzt immer heftiger werden. Ein Großteil der Kirchenglieder erkennt kei-

¹² Urs Altermatt, *Katholizismus und Moderne*, Zürich 1989, 354.

¹³ Ebda., 390.

¹⁴ Ein Gespräch mit Vittorio Messori, München 1985.

¹⁵ Geschichte des Konzils von Trient I, Freiburg² 1951, 154.

¹⁶ R. Americo, *Jota unum*, Ruppichteroth 2000, 6.

¹⁷ *Osservatore Romano*, 7. 2. 1981.

¹⁸ *Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls*, 25: Bonn 1980, 118f.

nen Unterschied zwischen den Konfessionen mehr, worin er unterstützt wird von einer dem entsprechenden Theologie.

Diese Einstellung des Katholizismus zur Krisenlage wird indirekt bestätigt durch zwei Ereignisse der jüngsten Vergangenheit, nämlich durch die Reaktion auf die Erklärung der Glaubenskongregation „Dominus Jesus“ vom 6. August 2000 und durch das Schreiben des Papstes an die deutschen Kardinäle vom 22. 2. 2001. Das erstgenannte Dokument liefert allein schon durch sein Erscheinen den Beweis für die Existenz der Krisensituation; denn das Schreiben ergeht als Antwort auf den besonders von der modernen „Theologie der Religionen“ verbreiteten Relativismus und Pluralismus, der auch in die katholische Theologie Eingang gefunden hat. So erklärt der ehemalige Münchener Theologe Perry Schmidt-Leukel, in seinem Werk über die Religionen, dass „die Offenbarung Gottes in Jesus“ zwar „einzigartig“, „nicht aber als einzig [zu] begreifen“¹⁹ sei. Jesus ist zwar ein besonderer Mittler, aber nicht der einzige. Deshalb rechnet der Autor auch mit einer Mehrzahl von Inkarnationen. Damit ist tatsächlich die Einzigkeit von Christus und Kirche aufgegeben.

Die Erklärung beansprucht nicht, etwas Neuartiges zu verkünden, sondern hat nur die Absicht, den im Glaubensbekenntnis und in den alten Konzilsentscheidungen gründenden Glauben von der Einzigkeit und Universalität Christi und seiner Kirche neu zu bekennen und auf die Gegenwart anzuwenden. Folgerichtig verwendet sie auch die Aussage des Zweiten Vatikanums, dass die Kirche Jesu Christi „in der katholischen Kirche verwirklicht ist“²⁰. Damit erkannte das Konzil an, dass auch in anderen kirchlichen Gemeinschaften Elemente der Heiligung und der Wahrheit vorhanden seien, ohne deshalb zu verbergen, dass die Kirche Christi voll und ganz nur in der katholischen Kirche existiert. Diese für den Glaubenden nahezu selbstverständliche Aussage, welche folgerichtig auch hinzufügte, dass die nichtkatholischen kirchlichen Gemeinschaften „nicht Kirche im eigentlichen Sinne sind“²¹, führte auch auf katholischer Seite vielfach zur Ablehnung oder zu einer nur halbherzigen, bedingten Bejahung. Zudem waren manche der vorsichtig positiv gehaltenen Stellungnahmen im Grunde auch noch zweideutig gefasst, wenn in ihnen den evangelischen Christen zuliebe nur auf die *Einzigartigkeit Christi* abgehoben wurde; denn die Zielvorstellung dieses Dokumentes liegt nicht in der Lehre von der *Einzigkeit Christi*, die von vielen Christen immer noch angenommen wird, sondern in der sich daraus ergebenden *Einzigkeit auch der Kirche*, was evangelische Christen nur schwer annehmen können, was aber im ökumenischen Gespräch auch nicht unterdrückt werden darf. Das Schicksal von „Dominus Jesus“ im deutschen Raum, d. h. konkret die weitgehende Ablehnung dieses Dokumentes, zeigt, dass dieser Glaube sich bei vielen verflüchtigt hat und dass das Lehramt diese Entwicklung erkennt und ihr entgegensteuern möchte.

Das letzte direkte Zeugnis für die gefährdete Situation der Kirche hierzulande ist aber der Papstbrief vom 22. 2. 2001 an die deutschen Kardinäle²². Es werden darin nüchterne Feststellungen über den Glaubensschwund und die Säkularisierung in der Kirche getroffen, „welche die Kirche innerlich auszuhöhlen droht“. Man könnte allein in diesem kurzen Satz die innere Krise der Kirche vollkommen getroffen sehen. Tatsächlich sind die weiter erwähnten Sorgen um die Anerken-

nung der kirchlichen Sittenlehre, um den Glaubensstand der theologischen Fakultäten, um den Verfall von Ehe und Familie, um die Zulassung der wiederverheirateten Geschiedenen zu den Sakramenten, um eine Ökumene „ohne Wahrheitsfrage“ und um die missbräuchliche Anwendung der Laiendienste nur Ausfaltungen des einen Grundbefundes von der Selbstsäkularisierung der Kirche. Wie meist, blieb die Reaktion in Deutschland auf diesen Brief kühl und distanziert. Wie wenig sachbezogen und wie papstkritisch die Antworten oft waren, auch wie wenig passend sie schon im Ton ausfielen, zeigt sich an dem Wort eines Kirchenmannes, der erklärte: „Der Ärger wird vergehen, Lehmann wird beißen“. Sachlicher, aber nicht weniger negativ, war eine Aussage gehalten, die besagte, „man wisse um die Fakten, beurteile sie aber anders“.

Eigenständig fiel auch die Antwort Kardinal Lehmanns aus²³. Sie enthält Ergebnissbezeugungen an den Papst, positive Erklärungen zur Präsenz der Kirche in der Gesellschaft, zur Nähe gegenüber den Abständigen, zur Ökumene und zum missionarischen Zeugnis; sie spricht auch von der Priesternot und von „Gefährdungen“ und „missbräuchlichen Verhaltensweisen“ im Leben der Kirche, die aber von einigen „generalisiert“ und „aufgebauscht“ würden.

Der Brief des Papstes, dem man die rechte Diagnose der Zeit wohl zutrauen kann, und der damit als authentische Kritik der Kirche an der Glaubenskrisen gelesen werden kann, ist aber noch in einer anderen Hinsicht bedeutsam. Er drückt nämlich am Ende die Verpflichtung zum Neuaufbruch aus, zu dem die Kirche angesichts der Gefährdung aufgerufen ist.

Das ist die authentische Antwort der Kirche auf die Gefährdung der Gegenwart.

4) Die Antwort der Kirche: Neuevangelisierung

Der Brief des Papstes klingt aus mit der biblischen Aufforderung bei Lk 5,4: „Fahr hinaus auf die hohe See = duc in altum“. So beginnt und endet aber auch die Enzyklika des Jubiläumjahres „Novo Millennio Ineunte“²⁴. Der Papst schließt hier an das Programm der Evangelisierung bzw. der Neuevangelisierung an, das er in der Nachfolge Pauls VI. schon in seiner ersten Enzyklika „Redemptor Hominis“ vom 4. 3. 1979 anklingen ließ und das er danach kontinuierlich weiterverfolgte. Er begreift darunter, im Unterschied zur Missionsarbeit an den nichtchristlichen Völkern“, die Vertiefung eines reinen und festen Glaubens“ in der durch den Säkularismus gefährdeten Kirche²⁵ und das „Werden reifer Gemeinden“²⁶, aber er schließt darin in weiterer Konsequenz auch die „Erneuerung der christlichen Substanz der menschlichen Gesellschaft“²⁷ ein.

Eine solche Ausweitung des Begriffes der Neuevangelisierung scheint auf den ersten Blick beinahe unrealistisch zu sein, wenn man den gefährdeten Zustand von Christenheit und Kirche in der Gegenwart bedenkt, den der Papst in dem erwähnten Apostolischen Schreiben ausführlich anspricht. Auch in „Novo Millennio Ineunte“ sprach er von der „kleinen Herde“ (Lk 12,32) in der Welt, in welcher die Christen „oft auf verlorenem“ Posten stehen. Aber es gilt ihm mit Recht nicht als unrealistisch, dass die Christen „unter Schwierigkeiten noch kraftvoller für die besonderen Züge der eigenen

¹⁹ P. Schmidt-Leukel, *Theologie der Religionen*, Neuried 1997, 576.

²⁰ *Lumen Gentium*, nr. 8.

²¹ *Ebda.*, nr. 17.

²² Vgl. dazu L. Scheffczyk: *DT* vom 28. 7. 2001, S. 5.

²³ Kardinal Lehmann 2001, Mainz 2001, 111–117.

²⁴ Vgl. nr. 1 und nr. 58.

²⁵ Vgl. „*Christifideles Laici*“ vom 30. 12. 1988, nr. 34.

²⁶ *Ebda.*, nr. 34.

²⁷ *Ebda.*, nr. 34.

Identität Zeugnis ablegen²⁸. Das Programm, so darf man erklärend sagen, ist deshalb nicht unrealistisch, weil es bei ihm um ein geistliches, spirituelles Konzept geht, dessen Verwirklichung beim einzelnen beginnt und in begrenzten Gemeinden, danach in den Teilkirchen Raum gewinnen kann. Schon Paul VI. sprach vom Beginn der Neuevangelisierung in der Selbstevangelisierung²⁹. Das Programm ist subjektiv wie objektiv auf die immer bestehenden Konstanten des christlichen Lebens ausgerichtet: subjektiv auf die Verpflichtung zur Heiligkeit, objektiv auf die Gemeinschaft und Einheit mit Christus in der Kirche.

So ist es zwar charakteristisch, dass der Papst an einem weltweiten, auch kulturell wirksamen Evangelisierungsvorhaben festhält, aber er bleibt doch auch realistisch, weil er mit ganz internen glaubensgemäßen Forderungen beginnt, und nicht etwa in einem äußeren Aktivismus ein Programm zur Heimholung der ganzen Welt entwirft, obgleich diese das ideelle Ziel jedes evangelisierenden Einsatzes bleibt. Die hier vorgenommene Beschränkung ist durchaus auch der Zeitsituation entsprechend. Diese ist wirklich zuletzt gekennzeichnet durch das Schwachwerden, das Entgleiten des christlichen Glaubens aus den Händen der Christen und der Kirchenglieder. Wo der Glaube aber entgleitet, kann – im Bild bleibend – die Gefahr nur gebannt werden durch ein neuerliches und festeres Zupacken und Zufassen mit Bezug auf das, was man als das Heilsgut des Glaubens überkommen hat.

Die heutige Glaubenskrise lässt sich nicht zuletzt zurückführen auf ein Sich-Auflösen-des-Glaubens durch die Infiltration des Zeitgeistes, demgegenüber sich der Glaube als zu wenig konsistent, zu wenig reif und zu ungesichert erwiesen hat. Also kann nur eine neue Anstrengung um den Glauben zeit- und sachentsprechend sein, bei welcher „die Länge und Breite, die Höhe und Tiefe“ des Glaubens neu „zu ermessen“ ist (Eph 3,18). Unter diesem Blickpunkt betrachtet, könnte die heute akute Bedrohung des christlichen Glaubens als die von Gott gewährte Möglichkeit erkannt werden, sich den Glauben neu und vertieft zu eigen zu machen, dies auch unter Berücksichtigung neuer Aussprachebemühungen, aber vor allem unter Aufnahme der unveränderlichen Wahrheit und des bleibenden Sinns des christlichen Glaubens. Die ganze bedrohliche Situation des Glaubens könnte so für die Christen eine Prüfung bedeuten, aus der sie gestärkt und in gereiftem Glauben hervorgehen. Es geht in ihr nicht um Angleichung an die Welt, sondern um den Wiedergewinn eines eingegrägten authentischen Zeichens für die Welt.

Deshalb fordert der Papst von seiten der Gläubigen zuerst das Eingehen auf die „allgemeine Berufung zur Heiligkeit“³⁰ und eine Wiederbelebung der „Pädagogik der Heiligkeit“. Auf der objektiven Seite aber steht die Forderung nach der personalen Begegnung mit Christus unter der bildlichen Formulierung, „das Antlitz Christi zu betrachten“³¹.

Aus diesen beiden Grundforderungen ergeben sich natürlich eine Reihe von einzelnen praktischen Anwendungsmöglichkeiten, die aber nichts Außergewöhnliches oder Sensationelles an sich haben. Ausdrücklich stellt der Papst bei Einleitung des schon in der Formulierung charakteristischen Kapitels „Neu Anfahren bei Christus“³² die ganz realistische Frage, „Was sollen wir tun?“ und erklärt, dass es dabei nicht

um ungewöhnliche neue Konzepte und unbekanntere Forderungen geht. Es heißt dazu: „Es geht nicht darum, ein neues Programm zu erfinden. Das Programm liegt schon vor: Seit jeher besteht es, zusammengestellt vom Evangelium und von der lebendigen Tradition.“ Es ist ein durchaus religiös-gläubig-übernatürliches Programm, in das der Papst die immer gültigen christlichen Grundkräfte einreicht: das Gebet³³, als „Dialog mit Christus“ verstanden; die sonntägliche Eucharistiefeier³⁴, die „Wiederentdeckung der Kirche als Geheimnis“³⁵ – im Gegensatz zu ihrer Fehldeutung als gesellschaftlicher Größe. Zu diesen Grundkräften gehören weiter: das Bewusstsein zum „Dienst für die Sache des Reiches Gottes“. Das sind Werte und Grundhaltungen, die ein „neues missionarisches Engagement in der Kirche wecken“ sollen³⁶. Diesem ist durchaus die Fähigkeit zuzutrauen, auch im weiteren Umfang die Ausbildung einer Kultur der Liebe unter den Menschen³⁷ zu befördern. Der Papst versteht das Programm demnach als Konzentration auf das eine Notwendige nach Lk 10,41 f. Dieses „eine Notwendige“³⁸ ist der christliche Glaube in der Ausrichtung auf Christus und unter dem Schutz Mariens, die er den „Stern der Neuevangelisierung“ nennt³⁹.

Das ist die positive Antwort der Kirche auf die Situation des verdunstenden Glaubens am Beginn des dritten Jahrtausends, eine Antwort, die das unaufgebbare Wesen des Glaubens bewahrt, die aber auch offen ist für neue Anwendungen dieses Glaubens, für die Ausrichtung auf die wahre Sehnsucht der Menschen und auf die Nöte der Zeit.

Aber am Ende stellt sich doch noch einmal die kritische Frage, ob dieses klug auf das eine Notwendige konzentrierte spirituelle Programm nicht doch noch angesichts der wirklichen Lage Züge eines Wunschenkens oder eines überhöhten Optimismus an sich trägt. Man ist sich nicht sicher, ob eine solche Forderung nach einer so wesentlichen Erneuerung, die ja eine Mentalitätsänderung der Christen erfordert, überhaupt Aussicht auf praktischen Erfolg haben könne. Kann ein solcher „neuer Dynamismus“⁴⁰ von der Kirche redlicherweise erwartet werden?

Nun, der Papst gibt sich hier keiner Täuschung hin, wie die Feststellung beweist: „Das ist eine Aufgabe, die uns bange lässt“⁴¹. Ihre Erfüllbarkeit aber hängt mit dem Wesen der Kirche als lebendiger Fortsetzung des Werkes Christi zusammen. Dieses Wesen kann die Kirche trotz der erwähnten Mangelerscheinungen, die nicht zu übersehen sind, niemals verlieren. Die Kirche wird in ihrem übernatürlichen Wesen und Bestand immer erhalten bleiben, aus dem, wie aus einem Gesundbrunnen, immer wieder übernatürliche Kräfte fließen werden, was nachweislich auch heute geschieht. Dafür sprechen auch geschichtliche Erfahrungen, die erkennen lassen, dass die Kirche aus Niedergängen immer wieder emporkam und zu neuem Wachstum ansetzte.

Und selbst, wenn die Kirche, wie es Paul VI. in einer Ansprache vom 18. 2. 1976 ausdrückte, zu einem „Häuflein Besiegter“ werden sollte, wird sie bei aller äußeren Minorität die Pflanzung Gottes in der Zeit bleiben, die immer wieder neue Blüten treibt; denn auf dem sichtbaren äußeren, messba-

²⁸ A.a.O., nr. 36.

²⁹ „Evangelii Nuntiandi“, 1975, nr. 15.

³⁰ Novo Millennio Ineunte, nr. 30.

³¹ Ebda., nr. 16.

³² Ebda., nr. 29.

³³ Ebda., nr. 32.

³⁴ Ebda., nr. 35.

³⁵ Ebda., nr. 30.

³⁶ Ebda., nr. 40.

³⁷ Ebda., nr. 49.

³⁸ Ebda., nr. 15.

³⁹ Ebda., nr. 58.

⁴⁰ Ebda., nr. 15.

⁴¹ Ebda., nr. 54.

ren, zahlenmäßig ausweisbaren Erfolg kommt es angesichts des Geheimnisses der göttlichen Führungen der Geschichte nicht an. Diese von Gott geführte Geschichte mit der Kirche kann kraftvoll und erfolgreich sein, auch wenn wir es nicht zu registrieren vermögen. Für uns kommt es nicht auf den Aufweis äußerer Erfolge an, sondern auf das Leben in Christus und in seinem Geist, das als solches schon in einer verdienstvollen Welt ein außergewöhnlicher Wert ist. Den äußeren Erfolg werden wir erst am Ende wahrnehmen können. Im

Lichte des endgültigen Sieges Gottes, am Ende der Geschichte muss auch die gegenwärtige Situation der Kirche verstanden und bestanden werden. Deshalb gibt es auch für die Kirche im dritten Jahrtausend die übernatürliche Hoffnung, auch wenn sie manchmal ein „*sperare contra spem*“ (vgl. Röm 4,18) verlangt, ein übernatürliches Hoffen gegen jede irdische Erwartung.

Anschrift des Autors: Leo Card. Scheffczyk

St.-Michael-Str. 87, 81673 München

WALTER LANG

Gedanken zur Neuevangelisierung

Die Bedeutung von Glauben, Taufe und Christuskfolge des Christseins

1. Die Johannestaufe und unsere Taufe

Wenn ich meine Schüler fragte, wie unsere Taufe entstanden sei, bekam ich häufig die Antwort: Am Jordan, wo Johannes taufte. Diese Antwort ist falsch! Die Taufe, welche Johannes zur Vorbereitung auf den Messias spendete, war eine reine Bußtaufe, die mit unserer christlichen Taufe wenig zu tun hat. Sie besteht nur in einer symbolischen Aufforderung, die Sünden abzulegen und umzukehren. Johannes sagt daher ganz richtig: „Ich taufe mit Wasser zur Buße“ (Mt 3,11). Die christliche Taufe dagegen wird durch Wasser und Heiligen Geist vollzogen. Das äußere Zeichen besteht im Untertauchen, Übergießen oder Abwaschen im Wasser und den dazugehörigen von Jesus selbst stammenden Deutworten: „Ich taufe dich im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes“. Bei diesem äußeren Geschehen bewirkt der Heilige Geist eine Neugeburt. Der Getaufte wird von Sünde und Sündentod befreit und empfängt göttliches Gnadenleben, er wird zum Gotteskind, mit Anspruch auf den Himmel. Da dieses Gnadenleben, das uns in der Taufe zuströmt, durch Christus erst im Kreuzestod erworben wird, ist es eigentlich selbstverständlich, dass die christliche Taufe vor der Himmelfahrt, nach Kreuzestod und Auferstehung Jesu, eingesetzt wurde. Das Untertauchen ins Wasser bei der Taufe ist ein Symbol für Absterben und das Auftauchen für Auferstehung, das Abwaschen und Übergießen für die Reinigung von Sünde und Schuld.

2. Der Weg der Apostel

Weil die hl. Taufe noch nicht eingesetzt aber von Joh. d. T. angekündigt war, als Jesus die Apostel berief, wurden sie durch die Nachfolge, durch das Zusammenleben mit Jesus in einem Lehrer-Schüler-Verhältnis verchristlicht. Der Umgang mit Christus, die endgültige, immer währende Nachfolge, mit der sich darin zeigenden Treue, und der Glaube an Christus als Messias und Gottessohn, machen die ersten Jünger zu Christen, wobei der Glaube durchaus schon drei Schwerpunkte zeigt, nämlich Glaubensvertrauen (*fides qua*), Glaubensinhalte (*fides quae*) sowie die Glaubensstreue. Die Taufe des hl. Apostels Paulus wird ausdrücklich in der Apostelgeschichte berichtet. Bei den Aposteln sehen wir ganz deutlich, wie wichtig die Umprägung zum gläubigen Menschen und wie wichtig der Christusglaube bei der Verchristlichung ist.

Die Begegnung mit Christus bewirkt bei den Aposteln das göttliche Leben der Gnade. Im Umgang mit ihm werden sie von Sünde befreit und mit göttlicher Lebenskraft erfüllt. Obwohl wir diese Gnade in den Sakramenten in äußeren Zei-

chen empfangen, kann dies auch bei uns nicht ohne Angleichung und Hingabe an Christus geschehen. Die Sakramente fordern umfassende Christuskfolge, welche in äußerer Nachahmung (*imitatio*) und innerer Teilhabe (*participatio*) am Denken und Leben des Herrn besteht.

3. Die Glaubensunterweisung bei der Taufe

Da der Umprägung zum gläubigen Menschen auch bei der christlichen Taufe ungeheure Bedeutung zukommt, wurden von Anfang an die Taufschüler zunächst längere Zeit unterwiesen, in den Glauben eingeführt und geprüft, bevor sie das Sakrament der Taufe empfangen durften. Als dann die Kindertaufe eingeführt wurde, musste man diesen Taufunterricht auf die Zeit nach der Taufe verlegen. So entstanden Katechese und Religionsunterricht.

4. Die Bedeutung der Glaubensunterweisung für den Christusglauben

Wenn unser Glaube heute so schwach ist, so hat das nicht zuletzt auch darin seinen Grund, dass die Unterweisung in Familie und Religionsunterricht nicht mehr gelingt. Sie muss erneuert werden, darin besteht eine der wichtigsten Aufgaben der Neuevangelisierung zu welcher der Papst heute immer wieder auffordert. Ohne bedeutende Veränderungen in der Glaubensunterweisung können Erneuerung und Neuevangelisierung nicht gelingen. Dazu sind aber auch bedeutende Veränderungen erforderlich:

4.1 Erfordernisse bei den „Lehrern“.

Keinesfalls dürfen Glaubensunsicherheit und Zweifel weitergegeben werden. Der Hebräerbrief sagt zu Recht: „Glaube aber ist Feststehen in dem, was man erhofft, Überzeugtsein von Dingen, die man nicht sieht“ (11,1). Das eigene Glaubensvertrauen ist eine wichtige Voraussetzung bei der Weitergabe des Glaubens. Wer selbst keinen oder nur einen schwankenden Glauben hat, kann dieses Glaubensvertrauen nicht vermitteln, sondern wird seine Zweifel Ängste und Nöte übertragen, vermutlich sogar dann, wenn er das gar nicht will. Das Bekenntnis, dass man ein Suchender sei im Glauben, genügt zur Glaubensvermittlung wohl kaum. Ebenso wichtig wie das Glaubensvertrauen ist das Festhalten an allen Glaubensinhalten, insbesondere an allen Dogmen. Es gibt keine weniger wichtigen Glaubensinhalte, schon gar nicht in der Vermittlung. Vor allem Kinder schenken ihr Vertrauen ganz oder gar nicht, sie unterscheiden keinesfalls zwischen einzelnen Inhalten und deren Bedeutung. Vor allem kann für

sie etwas wichtig sein, was Erwachsene für nicht so wichtig halten. Außerdem bilden die Dogmen untereinander ein differenziertes Ganzes, aus welchem man Einzelteile nicht herausbrechen kann, ohne dieses Ganze in Frage zu stellen. Die Hierarchie der Wahrheiten, von denen das Vaticanum II spricht (UR 11), besagt nicht, dass man Glaubenslehren aufgeben oder zurücksetzen dürfe, sondern, dass man alle in ihrem Zusammenhang und in ihrer Zuordnung zum Zentrum des Glaubensgeschehens, zur Trinitätslehre und Christologie betrachten muss. Es ist keine Lieblosigkeit, wenn man von „Lehrern“ in jeder Form der Glaubensvermittlung verlangt, dass sie hinter den Glaubensgeheimnissen, die sie vermitteln sollen, voll und ganz stehen, oder anderenfalls ihren Beruf aufgeben und von sich aus zurücktreten, so dass eine Absetzung gar nicht erforderlich wird.

4.2 Die Aufgabe der Eltern

Eigentlich müssten die Eltern heute durch häusliche Unterweisung all das ersetzen, was inzwischen bei der Vorbereitung auf die Sakramente und ganz allgemein in Katechese und Religionsunterricht versäumt wird. Ob sie dazu in der Lage sind darf schon deswegen bezweifelt werden, weil sie auf keine eigenen Erfahrung zurückgreifen können, auf kein Vorbild, denn sie sollen nun etwas übernehmen, was ihnen ihre Eltern nicht vorgemacht haben, etwas, was Jahrhunderte lang die Priester im Religionsunterricht geleistet haben. Außerdem stehen ihnen nicht einmal entsprechende Bücher und Materialien zur Verfügung, und kaum jemand gibt ihnen Anleitung, obwohl gerade hier der Priester als Multiplikator wirken und seine Arbeit vervielfältigen könnte.

Eine zusätzliche Aufgabe der Eltern darf hier nicht verschwiegen werden, nämlich ihr Lebensbeispiel. Wenn die Eltern den Glauben leben, die Sakramente empfangen, beten und in die heilige Messe gehen, so stellt ihr Beispiel hierin ein wichtiges und unverzichtbares Element der Unterweisung dar, während umgekehrt Kinder kaum religiöse Praxis erlernen können, wenn sie ihnen von niemand vorgemacht wird. In Russland haben in der Verfolgungszeit des Kommunismus weitgehend die Großmütter die religiöse Unterweisung geleistet, vor allem auch deswegen, weil sie die Kinder erzogen haben, während die Eltern zur Arbeit gehen mussten. Bei uns dagegen gefährdet auch die so genannte Ganztagschule, welche weitgehend die Eltern ersetzen soll und leider heute wieder in Mode kommt, die Glaubensvermittlung. Denn die Schule hat bei uns ihr christliches Gepräge weitgehend verloren und ist weltlich. Den Eltern steht nach christlichem Verständnis von Natur aus das erste und grundsätzliche Recht auf die Erziehung ihrer Kinder und damit auch die Pflicht zur Erziehung zu. Mutter und Vater prägen nicht nur das Gottesbild, sondern sollen durch Wort und Tat den christlichen Glauben vermitteln. Der Dienst der Eltern ist unersetzbar. Unterstützt werden können und müssen sie dabei sowohl durch entsprechende Anleitungen, wie man den Glauben altersgemäß vermitteln kann, als auch durch Mithilfe anderer, und durch Katechese und Religionsunterricht. Da die Glaubensvermittlung ein ganzheitlicher Vorgang ist, müssen selbstverständlich die Aussagen von Eltern und Lehrern zusammenstimmen.

4.3 Verzicht auf selektive Verfahren bei der Auswahl von Inhalten

Es ist heute weitgehend üblich, sich bei der Auswahl von Glaubensinhalten vom Zeitgeist bestimmen zu lassen und

sich an das Denken von heute anzupassen. So spricht man kaum noch von Sünde, so dass die Beichte zu einem vergessenen Sakrament geworden ist. Weitgehend geleugnet oder verschwiegen werden nicht nur die Erbsünde, Fegefeuer und Hölle, sondern auch die Jungfrauengeburt, die Wunder, das Gandelben und teilweise sogar schon die Gottheit Jesu Christi. Die Messe wird als Mahl und nicht mehr als Opfer verstanden, und die Kirche ist eigentlich überflüssig, weil ja sowieso jeder in den Himmel kommt. An ihre Stelle tritt die Gemeinde mit viel Geschäftigkeit und Anpassung an den Zeitgeist. Die Nivellierung der Glaubensinhalte ist schon so weit fortgeschritten, dass viele das katholische und das protestantische Bekenntnis nicht mehr voneinander unterscheiden können und glauben, die Verweigerung der vollen Gemeinschaft und der Teilhabe an den Sakramenten gründe nur in einer Rückständigkeit oder vielleicht sogar Bösartigkeit von Papst und Bischöfen.

Den Glaubenszweifeln unserer Zeit folgend verzichtet man nicht nur in der Unterweisung, sowohl im Religionsunterricht wie auch in der Predigt, sondern teilweise sogar schon in liturgischen Texten auf bestimmte Themen. Von Wundern z. B. ist in liturgischen Texten kaum noch die Rede, und die Aussage des Apostels Paulus: „Wer unwürdig das verwandelte Brot isst oder den Kelch des Herrn trinkt, der versündigt sich am Leib und am Blut des Herrn. So prüfe sich der Mensch und dann esse er von dem Brot und trinke aus dem Kelch. Denn wer (unwürdig) isst und trinkt, ohne den Leib des Herrn zu unterscheiden, der isst und trinkt sich das Gericht“ (1 Kor 11,27 ff) findet man trotz lectio continua (durchgehender Lesung) nicht mehr im Lesetext der Epistel.

Der Glaube wird gleichsam vom Zeitgeist selektiert und dabei nicht nur verdünnt, sondern auch verfälscht und seiner wirklichen Inhalte beraubt. Jede Neuevangelisierung, welche diesen Tatbestand übersieht oder nicht gegen ihn vorgeht, ist zum Scheitern verdammt. Zunächst einmal muss wieder der volle, umfassende Glaube gelehrt werden, ohne Rücksicht auf andere Konfessionen oder Denkrichtungen, dann erst kann eine Neuevangelisierung gelingen.

4.4 Verweltlichung der Unterweisung

Teilweise findet im so genannten Religionsunterricht und noch mehr in der Gemeindegatechese, z. B. zur Vorbereitung auf Beichte, Taufe und Firmung, überhaupt keine religiöse Unterweisung mehr statt, sondern man holt das Kind oder den Jugendlichen dort ab, wo er steht, in einer weltlichen Welt, und bleibt auch bei weltlichen Themen und Gedanken stehen und kommt nicht beim Glauben an. So besuchen die Kinder zur Vorbereitung auf die heilige Kommunion z. B. eine Bäckerei und lernen in der Katechese Brotbacken, vermutlich um zu begreifen, was „heiliges Brot“ ist, nämlich etwas zum Essen, mehr nicht. Auch muss die Kommunionvorbereitung ein Thema haben. Beliebt sind der Regenbogen, das Bäumchen, das Wasser oder eine Blume. Früher hat man bei der Unterweisung zur Erstkommunion von der Schrift ausgehend über das Geheimnis der Eucharistie gesprochen, in welcher Jesus unter der Gestalt des Brotes gegenwärtig ist, mit Leib und Seele, Gottheit und Menschheit, und man hat sich um eine würdige Vorbereitung auf den Empfang durch die hl. Beichte bemüht. Heute beginnen manche Pfarrer dagegen wieder damit, die Beichte vor der Kommunion, obwohl sie vorgeschrieben ist, abzuschaffen. Wozu soll man auch beichten, wenn man nur Brot isst, auch wenn es heiliges Brot genannt wird.

Am Kommuniontag selbst sitzen die Kinder um den Tisch und schauen in den Kirchenraum. Wenn sie immer noch nicht begriffen haben, dass die Eucharistie angeblich nur Mahl ist, muss ihnen das spätestens jetzt aufgehen. Am Beten werden sie schon dadurch gehindert, dass sie zu all den Anwesenden hinschauen müssen. Es ist ein schönes Fest, das sie feiern, mehr aber wohl nicht. Außerdem ist die Vorbereitung auf die hl. Sakramente in den Pfarreien weitgehend von Laien übernommen worden, und nicht selten erklärt der Pfarrer, statt z. B. die so genannten Kommunionmütter zunächst zu unterweisen, dass man eine solche Aufgabe bedingungslos, ohne jedes Vorauswissen übernehmen könne. Mir ist sogar ein Fall bekannt, in welchem ein Priester abgesetzt wurde, weil er den Kommunionunterricht wieder selbst geben und dabei den Glauben grundlegen wollte.!!

5. Anleitung zur Christusbachfolge

Neben der Vermittlung von Glaubenswissen und Glaubensvertrauen, die bedeutsam sind für das Christsein, müssen die Getauften von Anfang an Christus als lebendige und anziehende Wirklichkeit erfahren. Das geschieht zunächst bei Kindern erzählend, Jugendliche interessiert Christus als Idealgestalt, als Vorbild und Erwachsene interessiert Christus als Partner. Vielleicht erinnern sich noch manche der Älteren an die Begeisterung mit welcher wir als Jugendliche, trotz der Verfolgung der Kirche in der Zeit des Nationalsozialismus, Christus in unser Lebensprogramm aufgenommen und als leuchtendes Beispiel, treu zur Kirche, verehrt haben. Distanz ist heute an die Stelle der Verehrung getreten. Die kritische Exegese hat das Christusbild ja auch genügsam zerpfückt und dabei wohl auch beschädigt.

Mit der Verehrung Christi geht der Wille einher, Christus ins eigene Leben aufzunehmen. Dazu gehört einerseits die Nachahmung (*imitatio*) und andererseits die das Leben verändernde Heiligung (*sanctificatio*). Letztere bezeichnet Jesus selbst mit Buße und Umkehr. Heute versucht man gerne, die

dunkle Seite des Lebens, Versagen und Sünde, zu verschweigen oder sogar zu leugnen. Eine Neuevangelisierung muss dem Begriff der Askese, des Verzichts im Kampf gegen das Versagen und in christlicher Lebenserneuerung wieder Geltung verschaffen. Gleichzeitig muss gezeigt werden, dass christliche Freiheit und Befreiung des Menschen sich wesentlich vom Freiheitsbegriff der Aufklärung, der heute dominiert, unterscheidet. Eine Freiheit, die von Pflichten befreit und der Willkür Tür und Tor öffnet und schließlich zur Verwahrlosung anleitet, hat nichts mit christlicher Freiheit zu tun, welche sich auf Werte ausrichtet und darin besteht, das tun zu können, was man tun soll. Zur Christusbachfolge gehören auch Pflichten wie tägliches Gebet, der Besuch der Sonntagsmesse, der Empfang der hl. Sakramente, die Pflicht zur Nächstenliebe und Gottesliebe und die Einhaltung der 10 Gebote. All diese Pflichten müssen eingeübt werden, denn was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr. (Wenn Gottes Gnade nicht eingreift)

Verzicht und Verpflichtung müssen in der Christusbachfolge ergänzt werden durch würdigen und belebenden Empfang der Sakramente. Erschreckend ist der Rückgang des Messbesuches, und zwar nicht nur der Anzahl, sondern ebenso der Beteiligung und Altersstufung nach. Die meisten Gläubigen haben keine Ahnung vom Aufbau und noch weniger vom Mysterium der heiligen Messe, obwohl nun die hl. Eucharistie in der Regel in der Muttersprache gefeiert wird. Die Unterweisung versagt sowohl theoretisch wie praktisch. Als Schulgottesdienst gibt es inzwischen fast ausschließlich nur noch Wortgottesdienste. Da Christus selbst als Erlöser und Gottessohn Inhalt des Evangeliums, der Reich-Gottes-Botschaft ist, kann eine Neuevangelisierung nur im Zugehen auf Christus und in wirklicher Verchristlichung des Lebens gelingen.

Adresse des Autors: *Walter Lang, Studiendirektor
Geistlicher Rat
Aindorfer Str. 129, 80689 München*

WALTER HOERES

Die Unfähigkeit, miteinander zu reden – römische Gespräche und andere –

Rem tene, verba sequentur.

Erfasse die Sache, die Worte werden folgen.

Cato maior, Libri ad Marcum filium fr. 15

Es ist seltsam und gerade deshalb weisen wir so oft darauf hin. Der Dialog findet nicht statt! Das ist nicht nur seltsam, sondern äußerst schädlich für eine Einrichtung wie die katholische Kirche, die sich in gärendem Umbruch befindet und zudem die Wahrheit und damit auch die Wahrhaftigkeit auf ihre Fahnen geschrieben hat. Über gewisse Dinge spricht man nicht, obwohl gerade sie den Lebensnerv der Kirche, ihr überliefertes Selbstverständnis und die Frage betreffen, wo es geblieben ist. Und wenn man doch einmal darüber spricht, dann zeigt sich darin noch deutlicher als in allem beflissenem Schweigen die Unfähigkeit, wirklich noch sachlich miteinander zu reden.

Typisch dafür ist der Leserbrief, in dem der bekannte katholische Publizist und Opus-Dei-Priester Dr. German

Rovira das neueste Weltgebetstreffen in Assisi verteidigt (DT v. 21. 3. 2002). „Texte vergangener Päpste“, so Rovira, seien „sehr erbaulich“, hätten aber mit Assisi nichts zu tun. Offenbar hat er „Mortalium animos“ und die zahlreichen anderen Emanationen der Päpste, in denen unter Berufung auf die kirchliche Tradition, die Einzigartigkeit und Unvergleichlichkeit der Kirche vor solchen Treffen gewarnt wird und das mit beschwörender Eindringlichkeit, nicht gelesen oder will dergleichen nicht zur Kenntnis nehmen. Dabei wäre es doch eine lohnende Angelegenheit und eines noch immer ausstehenden theologischen Diskurses würdig, in einem Augenblick, in dem alle Welt vom „Aufarbeiten“ der (theologischen) Differenzen spricht, hier endlich mit der Arbeit zu beginnen und sine ira et studio der Frage näher zu treten, ob hier wirklich ein Traditionsbruch vorliegt oder wie die neue mit der alten Ekklesiologie zu vereinbaren ist. Stattdessen überrascht uns Dr. Rovira mit solchen Sentenzen wie der, dass wir uns freuen sollten, wenn Angehörige anderer Religionen auch beten: eine Bemerkung, die so sehr an der Sache und den

theologischen Problemen vorbeigeht, dass man ihm noch nicht einmal vorwerfen kann, er habe das Thema verfehlt!

Aber natürlich besteht die Dialogverweigerung vor allem darin, dass man dem anderen von vorneherein nicht mehr mit sachlichen, sondern entweder mit psychologischen oder mit moralischen „Argumenten“ kommt. Ersteres geschieht, indem man ihn als Fundamentalisten abstempelt, letzteres in der Art, wie Dr. Rovira von „Herrn Fellay“ spricht, für den er beten wolle. Gemeint ist Bischof Fellay, der Generalobere der Priesterbruderschaft St. Pius X., der sich bekanntlich scharf auch gegen dieses neue Gebetstreffen in Assisi gewandt hatte. Man fragt sich, ob Rovira auch den orthodoxen Patriarchen mit „Herr Bartholomaios“ anreden würde, wenn dieser auf die Idee käme, die Kölner Residenz des Opus Dei aufzusuchen.

Aber das ist genau jene unerquickliche Mischung von falsch verstandener Pastoral und Salbung, mit der mit den Andersdenkenden umgesprungen wird, statt sachlich und damit theologisch auf ihre Bedenken einzugehen, denen man allenfalls vorwerfen kann, dass sie so neu und originell nicht sind, sondern schon längst und immer wieder von den Pius-Päpsten vorgebracht wurden! „Herr Fellay“ und dann schlimmer noch, man werde für ihn beten, als ob er es besonders nötig habe. Man sage nicht, wir machten aus einer Mücke einen Elefanten und würden eine singuläre Entgleisung über Gebühr aufbauschen. Wie oft ist uns in Podiumsdiskussionen oder in Zuschriften empörter theologischer Neutöner entgehalten worden, wir hätten „die Liebe“ nicht und das nur, weil wir den angestammten Glauben und seine ebenso angestammte Formulierung verteidigt haben. Die Fundamentalismuskampagne ist der beste Beweis dafür, dass die Verteidiger der Tradition allsogleich – wenn nicht in die moralische, so doch in die psychologische – Ecke gestellt werden. Wenn das nicht ausreicht, dann genügt schon der Verdacht, mit Lefebvre zu sympathisieren, um den Betroffenen endgültig mundtot zu machen und innerkirchlich zu isolieren.

Dass der Dialog nicht stattfindet, zeigt auch die Tatsache, dass bis heute kein ernst zu nehmender theologischer Versuch vorliegt, zu zeigen, dass die neue Messe mit ihrer so starken Akzentuierung des Mahlcharakters und der Gemeindefeier sich aus dem Willen des Stifters, aus Schrift und Überlieferung besser rechtfertigen lässt als die alte, tridentinische. Entweder bleiben die vorliegenden Versuche bei jenem reinen Archäologismus stehen, den schon Pius XII. in „Mediator Dei“ verurteilt hat und der die Urkirche gegen die organische Entfaltung der Liturgie ausspielt. Das ist bekanntlich eine der seltsamsten Inkonsequenzen der Reformer, die sonst immer von der „lebendigen Tradition“ sprechen, in der Frage der Messliturgie aber unversehens beim Urchristentum stehen bleiben, dessen liturgische Intentionen sie obendrein noch falsch interpretieren. Oder sie arbeiten mit semantischen Tricks wie dem, dass die Messe Opfer als Mahl sei, die die Wahrheit, dass sie tatsächlich ein Opfer ist, durch jene Wortspielereien verdunkelt, die in der nachkonziliaren Theologie üblich geworden sind. Oder sie rennen offene Türen ein, indem sie die Selbstverständlichkeit, dass die hl. Messe kein neues, eigenständiges Opfer neben dem Kreuzesopfer ist, so lange und so intransigent betonen, bis von ihrem Opfercharakter ohnehin nichts mehr bleibt als ein Gedächtnismahl, in das wir uns „einbringen“ dürfen. Oder sie leugnen einfach mit dem Eichstätter Liturgiewissenschaftler Maas-Ewerd den ins Auge fallenden Wesensunterschied zwischen alter und neuer Form. Denn er ist es ja, der uns immer wieder versichert, dass auch in der neuen Form der Gedanke der unbluti-

gen Vergegenwärtigung des Kreuzesopfers voll zum Tragen komme, wenn, ja wenn man sich nur an die vorgeschriebenen Texte halte. Aber auch er kann nicht bestreiten, dass die Kirche auch unabhängig von der verordneten Reform in den letzten Jahrzehnten von einem liturgischen Sturm erfasst worden ist, der die letzten Reste jenes sakralen Geschehens hinwegzuspülen droht, der noch an das alte Messopfer erinnert.

Was auch hier wieder auffällt, ist die totale Unfähigkeit oder der radikale Mangel an Bereitschaft, sachlich und argumentativ über dieses immerhin revolutionäre Geschehen zu sprechen. Im Gegenteil: wer heute mit der überlieferten Messe sympathisiert, tut gut daran, dies für sich zu behalten, wenn er nicht von vorneherein als Lefebvrianer abgestempelt werden will, was für seine weitere Laufbahn in der Kirche ähnlich katastrophale Konsequenzen haben dürfte wie der Umstand, dass ein karrierebewusster Beamter im „Dritten Reich“ plötzlich entdecken musste, dass er eine jüdische Großmutter hatte. Ein wirklich ernsthafter Systemvergleich, in dem sachlich über die Werte der Sakralität und theozentrischen Ausrichtung der alten Messe debattiert und man sich der Frage stellen würde, warum diese in der neuen Liturgie abhanden gekommen sind, erfolgt nicht. Im Gegenteil spricht alles dafür, dass es dieser vernichtende Vergleich ist, der die Gegner der alten Messe auf den Plan ruft und alles tun lässt, dass die Gläubigen erst gar keine Gelegenheit haben, zu vergleichen.

Gewiss gibt es gewichtige Stimmen wie die Ratzingers, die die überhastete Einführung der Reformen beklagen, aber das geschieht erst, nachdem das Kind in den Brunnen gefallen ist, und zudem sind die Klagen eigentümlich folgenlos. Jedenfalls ist uns nichts davon bekannt, dass der Kardinal seinen nicht geringen Einfluss bei den Amtsbrüdern geltend macht, damit sie endlich der Aufforderung des Papstes folgen und die Genehmigung zur Feier der alten Messe weit und großzügig und ohne alle restriktiven Schikanen erteilen.

Was uns bei der ganzen Sache am meisten wundert oder noch immer wundern sollte, ist die Tatsache, dass selbst konservative Bischöfe, die in manchen Positionen, wie etwa der Schein-Frage, viel früher und deutlicher Flagge gezeigt haben als ihre bis zum letzten Moment zaudernden Kollegen ebenfalls für den offensichtlichen Wertvorzug der alten Messe kein Verständnis haben. Zwar wird die Genehmigung hier und dort erteilt, aber dabei peinlichst auf ihren Ausnahmecharakter geachtet. Wie ein Ertrinkender klammert man sich an das Argument, man wolle die Gemeinden nicht spalten, obwohl nicht nur sie, sondern die Kirche schon längst gespalten sind in solche, die noch glauben und die anderen, die sich einen zugleich selbstgestrickten und dem Wind des Zeitgeistes entnommenen Glauben zugelegt haben, der sich nur noch partiell mit dem der Überlieferung deckt!

Ein weiterer Schauplatz dieser gespenstischen Sprachlosigkeit, in der man beredt miteinander diskutiert, ohne wirklich miteinander zu sprechen, ist natürlich die Ökumene. Alle Welt versichert uns heute, der in den letzten Jahrzehnten eingeschlagene Weg, an dessen Ende die Wiedervereinigung der „Kirchen“ stehen müsse, sei unumkehrbar, und eine „Rückkehrökumene“, in der die Protestanten ohne „wenn und aber“ den ganzen Glauben der Kirche annehmen, könne und dürfe es nicht geben. Doch lassen wir das theologische Edelgerede von der versöhnten Verschiedenheit und die verblasenen Konsensformulierungen etwa in der Rechtfertigungslehre, die Einheit durch Verschwommenheit vortäuschen, einmal beiseite, dann hat uns noch kein Mensch sagen können, wie eine Wiedervereinigung oder auch nur eine Einheit im Glauben

zustandekommen soll, die keine Rückkehrökumene ist! Sollen wir uns etwa mit den Protestanten (und welchen dann?) in der Frage des päpstlichen Primats, des sakramentalen Priestertums, des Kirchenbegriffs auf halbem Wege treffen, um ihnen die unzumutbare Rückkehr zu ersparen? Und haben sich alle früheren Päpste geirrt, als sie die Protestanten genau zu dieser Rückkehr ins Vaterhaus nicht nur eingeladen, sondern auch beschwörend aufgefordert haben? Auch auf diese Fragen erhält man keine Antwort, sondern nur Ausflüchte und Zufluchten ins unverbindliche Gerede, das ebenso rasch zur Hand ist wie der Vorwurf der „Lieblosigkeit“ gegenüber den „getrennten Brüdern“.

Es war notwendig, an diese dem Leser nicht unbekanntem Dinge zu erinnern, um die Gespräche zwischen Rom und der Priesterbruderschaft St. Pius X. ohne allsogleich erhobenen moralisierenden Zeigefinger grundsätzlich und in einer Weise zu beurteilen, die beiden Parteien gerecht wird. Grundsätzlich, denn diese Beurteilung ist ganz unabhängig von der Frage, ob die Gespräche – vorübergehend oder nicht ins Stokken geraten sind. Angesichts der genannten Sprachlosigkeit, die Zeichen und Ausdruck dafür ist, wie sehr die Kirche bereits in Lager zerfallen ist, war es nur folgerichtig und zu begrüßen, dass Rom der Priesterbruderschaft ein pragmatisches Angebot gemacht hat, das von ihr selbst als fair, komfortabel und großzügig bezeichnet wurde: eine eigene Administration oder Prälatur, das Recht, die bisherigen Seminare, Priorate und Kapellen weiterzuführen und selbstverständlich das Recht, weiterhin und ausschließlich die alte Messe zu lesen. Eine andere als eine solche pragmatische Lösung war nicht in Sicht. Hätte man sich mit der Bruderschaft auf eine Grundsatzdebatte über die Unverzichtbarkeit der alten Messe oder die Defekte, die die neue nach ihrer Ansicht hat, eingelassen oder etwa auf die Frage, inwieweit alle Emanationen des Konzils, ja der Nachkonzilszeit mit der Tradition übereinstimmen, dann säßen die disputierenden Parteien möglicherweise noch in Jahren zusammen und eine Einigung wäre zu Lebzeiten des jetzigen Papstes unerreichbar.

Die Piusbruderschaft und ihre Oberen, die Kardinal Castrillon Hoyos denn auch ganz im Gegensatz zu unserem oben erwähnten Leserbriefschreiber als seine lieben Mitbrüder im Bischofsamt bezeichnete, gingen deshalb auch bereitwillig auf die Verhandlungen ein. Das geschah ganz sicher nicht aus rein pragmatischen Gründen: betonte doch der Generalobere Bischof Fellay, er werde selbst auf Knien nach Rom kommen, wenn der Papst ihn rief. Und das ist heute selbst für die, die so penetrant ihre Kirchentreu gegen die traditionstreuen Katholiken ausspielen, keineswegs eine Selbstverständlichkeit.

Freilich wurden gerade vom praktischen und kirchenpolitischen Standpunkt aus auch schon sehr bald Bedenken laut, ob Rom tatsächlich zu einer Vereinbarung kommen wolle, die den dauerhaften Fortbestand der Bruderschaft garantiere. Man hatte das Beispiel der Petrusbruderschaft vor Augen, in deren Leitung Kardinal Hoyos vor kurzem auf massive Weise eingegriffen hatte. Die Umstände sind bekannt! Eine Anzahl von Priestern der Petrusbruderschaft wollte endlich aus der lähmenden innerkirchlichen Isolierung – man könnte auch sagen: Arbeitslosigkeit – herauskommen, der alle anheimfallen, die mit oder ohne Segen Roms nur die alte Messe feiern. Sie wollte erreichen, dass es den Patres freigestellt wird, je nach Bedarf und Umständen zwischen der alten und neuen Messe zu wählen. Pater Josef Bisig, der langjährige Generalobere, dessen Name mit der Petrusbruderschaft so eng verknüpft ist, dass man ihn geradezu als ihren Gründervater

bezeichnen kann, war darüber aufs höchste alarmiert. Denn Daseinsberechtigung und Identität der Petrusbruderschaft beruhen allein auf diesen beiden Momenten: ihrer Anerkennung durch die Amtskirche und der Tatsache, dass sie gewissermaßen trotzdem dem alten Messopfer treu bleiben darf.

Bisig versuchte daher im Sinne begrifflicher Schadensbegrenzung den Einfluss der vierzehn oder sechzehn „Rebellen“, die im Grunde eine ganz andere Bruderschaft wollen, einzudämmen. Aber das gelang ihm nicht aus dem einfachen Grunde, weil er beim Generalkapitel in Wigratzbad von Rom abgesetzt, d. h. nicht zur anstehenden Wiederwahl zugelassen wurde und das mit der merkwürdigen und durchsichtigen Begründung, zwei Amtsperioden seien genug. Jetzt hat er Gelegenheit, beim wieder aufgenommenen Studium der Dogmatik am Angelicum in Rom über die Prinzipien römischer Dankbarkeit und Versprechungen nachzudenken – und das endlich in vollkommener Ruhe. Wie verfahren die ganze Angelegenheit und damit das mühsame Unterfangen ist, traditionsbewussten Katholiken Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, zeigt die Tatsache, dass auch Kardinal Hoyos von seinem Standpunkt aus gewichtige Gründe für seine Maßnahmen ins Feld führen kann. Man könne doch, so machte er in der Auseinandersetzung mit der alten Leitung der Petrusbruderschaft geltend, von ihm nicht erwarten, dass er Priester zur Ordnung rufe, die nichts anderes wollten, als den Novus Ordo zu benutzen, der inzwischen für die ganze Weltkirche verbindlich vorgeschrieben sei.

So begrifflich diese Argumentation auch ist, so weist doch gerade sie auch schon wieder auf den tieferen Grund hin, warum die Verhandlungen mit der Piusbruderschaft ins Stokken geraten sind. Er lässt sich nach allem, was wir in diesem Artikel gesagt haben, auch so umschreiben, dass man durchaus bereit und auch in der Lage ist, miteinander zu verhandeln und möglicherweise auch Abkommen zu schließen, aber aus welchen Gründen auch immer kam mehr in der Lage, theologisch miteinander zu reden. Ständig ist von „Schisma“ oder „Nicht-Schisma“, von alten und neuen Verhandlungsprotokollen und anderen Papieren, von diesen oder jenen möglichen Organisationsformen, Prälaturen päpstlichen und sonstigen Rechtes die Rede. Die Emsigkeit ist lobenswert und geht doch an der Sache vorbei! Denn wir haben es hier nicht mit Koalitionsverhandlungen zu tun, bei denen man sich im Sinne des „do, ut des“ in der Mitte trifft. Und ebenso wenig mit ökumenischen Konsenspapieren, die bewusst so nebelhaft gehalten sind, dass sie wenigstens vorübergehend die konfessionellen Unterschiede „verdunsten“ lassen. Pragmatisch lässt sich die Wahrheitsfrage beim besten Willen nicht behandeln: allenfalls erledigen und das kann nicht der Zweck der Sache sein. Auf der anderen Seite folgt aus allem, was wir sagten, natürlich auch wiederum, dass eine Vereinbarung der Priesterbruderschaft St. Pius mit Rom, wenn überhaupt dann zunächst nur auf pragmatischer Grundlage erfolgen kann. Das ist das Verwickelte an der Situation oder – wenn man so will – ihre Dialektik, der man nicht mit dem Pathos der Entrüstung und erhobenem Zeigefinger, sondern nur mit dem nüchternen Blick für den Anspruch der Wahrheitsfrage einerseits und den Wunsch nach Einheit andererseits gerecht werden kann.

In jedem Falle sollte man mit jener Geduld, die sehr oft in der Kirchengeschichte das Werkzeug des Hl. Geistes gewesen ist, miteinander im Gespräch bleiben und hier im Blick auf die Quellen der Theologie nach jener tieferen Übereinkunft suchen, aus der sich die organisatorischen Lösungen von selbst ergeben. Die Zeit, die dazwischen liegt, ist ganz

sicher nicht verloren, wie es eine gewisse römische Hektik, die gerade in den letzten Wochen spürbar wird, vermuten lässt. Denn man mag zur Piusbruderschaft stehen, wie man will. Eines lässt sich gewiss nicht leugnen: die Tatsache, dass sie zum Katalysator geworden ist, der all jene Fragen nach der Fortgeltung der Tradition, die wir hier berührt haben, am Kochen hält.

*Anschrift des Autors: Prof. Dr. Walter Hoeres
Schönbornstr. 47
60431 Frankfurt/Main*

WALTER HOERES
Konvente

Uni cuique dedit vitium natura creato.
Jedem Geschöpf gab die Natur seine eigene Schwäche.

Properz, Elegiae 2, 22 A,17

Wer heute am kirchlichen Leben teilnimmt, kommt leicht in Schwulitäten. Neulich machten wir am Schaukasten der evangelischen Bethlehem-Gemeinde in Frankfurt/M.-Ginnheim Halt. Dort wurde ein Gesprächsabend mit einem Mitglied des Konventes der lesbischen Pfarrerinnen und schwulen Pfarrer in der Evangelischen Kirche Hessen-Nassau (EKHN) über das Für und Wider von Segnungen für Partnerschaften homosexueller Menschen unter dem Titel: „Gottesdienstliche Begleitung gleichgeschlechtlicher Lebensgemeinschaften“ angeboten.

Trotz ihrer Bibelfestigkeit und der eindringlichen Warnungen vor entsprechenden Praktiken im Römer- und Galaterbrief haben sich unsere getrennten Brüder, die sich offen zu ihrer Veranlagung bekennen, also schon zu einem Konvent zusammengeschlossen und das sicher mit kirchenpräsidialer Genehmigung oder Duldung, die einer solchen gleichkommt. Ungehört sind unsere Bitten verhallt, die wir aus Anlass der „Messen für Schwule“ in der Frankfurter Maria-Hilf-Kirche in diesen Spalten vorbrachten, man möge doch – wenn schon! – dann wenigstens den Begriff „Schwule“ durch ein neutraleres Wort ersetzen, das man notfalls auch in die Gottesdienstordnung setzen kann!

Die Peinlichkeit beginnt schon bei der neuerdings immer wieder zu hörenden Rede vom zärtlichen Gott und setzt sich dann bis in die konfessionsübergreifende Dauerdiskussion fort, wie man es wohl anstellen könne, die Diskriminierung der anders Veranlagten im kirchlichen Raum zu beseitigen: so als ginge es darum, irgend jemanden wegen irgend etwas zu diskriminieren!

Bei alledem wundert es einen nur, dass die progressiven Christen so sehr für die Enthellenisierung des Christentums kämpfen und gegen die platonischen Einflüsse in ihm wettern, die angeblich noch immer nicht ausgemerzt seien. Denn die Liebe zum eigenen Geschlecht ist doch bei den Griechen in aller Munde und darin sind sie nun wahrhaftig Vorbilder

– Die Nachrichten sind der Ersatz für Wahrheiten –

**Nicolás Gómez Dávila:
Auf verlorenem Posten. Wien 1992, S. 37**

der Sorgen, die nicht wenige Kirchenmänner heute „umzutreiben“ scheinen. Mit der Bibel jedenfalls werden unsere getrennten Brüder auch in diesem Falle leicht fertig. Das Interpretationsschema, das hier in schöner Regelmäßigkeit angewandt wird, ist das gleiche, dessen sich auch viele unserer Moraltheologen mit unangenehmer Geläufigkeit bedienen. Was nicht passt, wird als zeitbedingt abgetan und was zeitbedingt ist, entscheidet wieder der Zeitgeist, also die Kulturrevolution, der es tatsächlich gelungen ist, in nur einer einzigen Generation alle bisherigen Maßstäbe des Angemessenen und Schicklichen, der Ehe und Sexualmoral zu liquidieren.

Unter diesen Umständen wundert es nicht, dass der Ratsvorsitzende der Evangelischen Kirche in Deutschland, Kock, in seiner Pfingstbotschaft die Christen vor jeder Art des Fundamentalismus gewarnt hat. Ihn gebe es auch in unterschiedlichen christlichen Schattierungen. In einem Augenblick, in dem gerade im Protestantismus alle Dämme brechen, warnt der oberste evangelische Repräsentant nicht vor diesem Zerfall der einfachsten und selbstverständlichen christlichen Grundüberzeugungen auch in seiner Gemeinschaft. Er beklagt nicht, dass es in ihr nicht möglich ist, etwa in einer so lebenswichtigen Frage wie der Fristenregelung, also immerhin der Tötung von Menschen im Mutterleib, mit einer Zunge zu sprechen. Er fordert seine Pastoren und Mitchristen nicht auf, wieder zum ganzen und ungebrochenen Glauben an Christus, den Sohn Gottes zurückzufinden, da der Protestantismus sonst noch mehr Gefahr laufen würde, zu einer Sammlung bloßer, religiös getönter Sozialisten zu werden. Er tut genau das Gegenteil und warnt vor dem Fundamentalismus, den es auch in christlichen Schattierungen gebe!

Ist das die Gemeinschaft, mit der wir uns in versöhnter Verschiedenheit zusammenfinden sollen, um vereint der Menschheit das Evangelium zu predigen? Doch welches, das ist mehr denn je die Frage!

Walter Hoeres

WALTER HOERES
Stelldichein

Qui semel verecundiae finis transierit,
eum bene et naviter oportet esse impudentem.

Cicero, Epistulae ad familiares 5, 13:

Wer einmal die Grenzen der Bescheidenheit überschritten hat, der muss auch tüchtig unbescheiden sein.

Schon im Artikel: „Thematische Prozessionen“ (Theologisches Juli/Aug. 1993) haben wir darauf hingewiesen. Nirgendwo zeigt sich die anthropozentrische Wende der Theologie, für die unversehens die Welt zur Leidenschaft geworden ist, so deutlich wie in der Umwidmung des hochheiligen Fronleichnamsfestes zu einer Demonstration, die dies oder jenes zu Gehör und auch zu Protest bringen will. Während es früher einfach darum ging, dem eucharistischen Herrn eine öffentliche Huldigung darzubringen, wird diese jetzt selber als Mittel eingesetzt, so oder so die Illusionen einer besseren Welt zu verkünden.

Manchmal gelingt es dabei, zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen. Erst heute kommt uns ein Foto aus der Linzer Kirchenzeitung von der vorjährigen Fronleichnamsprozession in Kopfgang zu Gesicht. Eine in weiße Gewänder gehüllte

Frau ist es hier, die die Monstranz trägt und so hat sich der Feminismus mit seinem Motto: „wir wollen endlich auch einmal dran!“ selbst bei dieser unpassenden Gelegenheit ein Stelldichein gegeben. Im Inneren des Blattes wird uns dann jene Neuinterpretation geboten, die das Geheimnis der Gegenwart Christi unter den hl. Gestalten nicht direkt leugnet, wohl aber in jenem mitmenschlichen Sinne ins Gleiten bringt, den wir inzwischen von den Entmythologisierern des Glaubens gewohnt sind: „Das Fronleichnamsfest trägt die

Botschaft vom ‚Brot des Lebens‘ und vom Teilen des Brotes auf die öffentlichen Plätze“. Umverteilen und das durch Frauen! Doch Umverteilung, Feminismus und Ökumenismus können sich noch mehr verbinden, so dass man also drei Fliegen mit einer Klappe schlägt, wenn inskünftig protestantische Pfarrerinnen die Monstranz tragen. Nahe genug daran sind wir schon.

Walter Hoeres

WOLFGANG F. ROTHE

Prinzip und Fundament für die Einheit

Funktion und Amtsgewalt des Nachfolgers Petri aus kirchenrechtlicher Perspektive vor dem Hintergrund der päpstlichen Entscheidung über den Ausstieg aus dem staatlichen System der Schwangerschaftskonfliktberatung im Bistum Limburg

„In der Verantwortung, die ich als Nachfolger des hl. Petrus nach dem Willen Jesu Christi vor Gott für das Wohl aller Teilkirchen und für ihre Einheit trage“, schreibt Papst Johannes Paul II. in einem an den Bischof von Limburg, Franz Kamphaus, gerichteten Schreiben vom 7. März 2002, „verfüge ich nach entsprechenden Beratungen und reiflicher Überlegung kraft meiner apostolischen Vollmacht, dass die Diözese Limburg entsprechend der von den anderen deutschen Bischöfen vor mehr als einem Jahr getroffenen Entscheidung aus dem staatlichen System der Schwangerschaftskonfliktberatung aussteigt und somit in den katholischen Beratungsstellen keine Scheine mehr ausgestellt werden, die eine straffreie Abtreibung ermöglichen“¹.

Die konkrete Durchführung dieser Entscheidung, fährt der Papst fort, „vertraue ich dem Hochwürdigsten Herrn Weihbischof Gerhard Pieschl an, dem ich hiermit alle erforderlichen Vollmachten übertrage. [...] Der Ausstieg aus dem staatlichen System ist so zügig wie möglich durchzuführen“².

In einer am darauffolgenden Tag, dem 8. März 2002, abgegebenen Erklärung erinnert Bischof Kamphaus daran, dass der päpstlichen Entscheidung eine lange innerkirchliche Auseinandersetzung vorangegangen sei.³ Er selbst habe auf einen anderen Ausgang des Konfliktes gehofft und fühle sich von der Verfügung des Papstes schmerzlich getroffen; dennoch respektiere er dessen in Ausübung seiner universalkirchlichen Vollmacht getroffene Gewissensentscheidung, wenn gleich er sie persönlich nicht mitvollziehen könne.⁴

1. Zur Problemstellung

Aufgrund ihrer langwierigen und konfliktreichen Vorgeschichte stellt die jetzt getroffene Entscheidung des Papstes keine Überraschung dar. Ebenso wenig überrascht, dass neben erleichterten und zustimmenden Reaktionen darauf auch solche in die Öffentlichkeit gelangten, die von Enttäuschung bis hin zu Ablehnung geprägt waren.

Der Sprecher des Priesterrates im Bistum Limburg etwa äußerte sich in einer Stellungnahme folgendermaßen: „Bei aller Würdigung der Rechte des Papstes, die ihm das Kir-

chenrecht und das I. Vaticanum einräumen, in die Handlungsweise eines Bistums und ihres Oberhirten einzugreifen, halte ich das jedoch für eine unzeitgemäße Vorgehensweise. Sie widerspricht nach meinem Empfinden auch dem Geist des II. Vaticanums. Die Rechte der Ortskirche mit ihrem Bischof werden hier empfindlich eingeschränkt und einem Zentralismus geopfert.“⁵

In ähnliche Richtung weist ein Kommentar in der Limburger Kirchenzeitung, wenn es dort heißt: „So hat kein Papst mehr in ein deutsches Bistum hineinregiert, seit das Volk Gottes nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil auf dem Weg ist. Johannes Paul II., der nicht müde wird, die Schwesterkirchen ins Gespräch über die künftige Gestalt des Petrusdienstes einzubeziehen, bemüht die Theologie des Ersten Vaticanums und setzt auf den Vorrang Roms statt auf die Selbstständigkeit der Ortskirche.“⁶

Wieder andere bewerteten die päpstliche Entscheidung nicht nur als ein innerkirchliches Ärgernis, sondern auch als Rückschlag für die Ökumene, indem sie im durch das Vorgehen des Papstes zum Ausdruck gekommenen Verständnis des Petrusamts eine schwere Belastung für den Dialog sowohl mit der Orthodoxie als auch mit dem Protestantismus zu erkennen glauben.⁷

Im Zusammenhang dieser und ähnlicher Äußerungen wird deutlich, dass der Entscheidung des Papstes in der Frage um Verbleib oder Ausstieg aus dem staatlichen System der Schwangerschaftskonfliktberatung im Bistum Limburg nicht nur in inhaltlicher, sondern auch in formaler Hinsicht mit zum Teil erheblicher Missbilligung aufgenommen wurde. Insofern tritt hier keineswegs nur eine moraltheologische, sondern auch eine kirchenpolitische und damit letztlich ekklesiologisch grundlegende Problematik zutage. Während die moraltheologische Problematik mit der nun getroffenen Entscheidung des Papstes als erledigt betrachtet werden

¹ Papst Johannes Paul II.: Schreiben an den Bischof von Limburg, Franz Kamphaus (7. März 2002), in: L'Osservatore Romano, Wochenausgabe in deutscher Sprache, Nr. 11 vom 15. März 2002, 4.

² Ebd.

³ „Bleibe im Amt“ – Erklärung von Bischof Franz Kamphaus (8. März 2002), in: Der Sonntag – Kirchenzeitung für das Bistum Limburg, Nr. 11 vom 17. März 2002, 14.

⁴ Ebd.

⁵ Vorgehen unzeitgemäß – Stellungnahme des Sprechers des Priesterrates im Bistum Limburg, Pfarrer Reinhold Kalteier (Hofheim), in: Der Sonntag – Kirchenzeitung für das Bistum Limburg, Nr. 11 vom 17. März 2002, 9.

⁶ Becher, Johannes: „So wahr ich katholisch bin“ – Darum bleibt Franz Kamphaus auch in düsteren Tagen Bischof von Limburg, in: Der Sonntag – Kirchenzeitung für das Bistum Limburg, Nr. 11 vom 17. März 2002, 2.

⁷ Ökumene ist nun belastet – Stellungnahme von Stadtdekan Ernst-Ewald Roth (Wiesbaden), in: Der Sonntag – Kirchenzeitung für das Bistum Limburg, Nr. 11 vom 17. März 2002, 9; vgl. auch Daniel Deckers, Eine Zäsur in der Geschichte der katholischen Kirche – Rom hat gesprochen – Der Kulturkampf geht weiter, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, Nr. 58 vom 9. März 2002, 4.

kann, lässt sich dies von der ekklesiologischen dagegen nicht so ohne Weiteres behaupten.

Gegenstand der folgenden Ausführungen ist vor diesem Hintergrund nicht die von kompetenter Seite bereits ausgiebig diskutierte Frage nach der moraltheologischen Richtigkeit der päpstlichen Entscheidung über den Ausstieg aus dem staatlichen System der Schwangerschaftskonfliktberatung, sondern allein jene nach der Rechtmäßigkeit eines solchen Vorgehens unter ekklesiologischem wie kirchenrechtlichem Aspekt. Konkret geht es in diesem Zusammenhang vor allem um das Verhältnis von bischöflicher und päpstlicher Amtsgewalt.

2. Die Amtsgewalt des Diözesanbischofs in Bezug auf die ihm anvertraute Teilkirche

Das Amt des Diözesanbischofs stellt Grundform und Vollgestalt des bischöflichen Dienstes dar.⁸ Zwar empfangen alle Bischöfe mit der Bischofsweihe die Qualifikation zur Ausübung der apostolischen Dienste des Heiligens, des Lehrens und des Leitens in ihrer sakramentalen Fülle, doch erst in der Hinordnung auf eine konkrete Diözese, das heißt einer zur Vollgestalt entfalteten Teilkirche, kann diese in voller Weise zur Anwendung gelangen. Nach can. 381 CIC kommt dem Diözesanbischof „in der ihm anvertrauten Diözese alle ordentliche, eigenberechtigte und unmittelbare Gewalt zu, die zur Ausübung seines Hirtendienstes erforderlich ist“.⁹

Die Qualifizierung der Vollmacht des Diözesanbischofs als unmittelbare Gewalt besagt, dass sie gegenüber allen untergeordneten Gliedern und Gliederungen der ihm im konkreten Fall anvertrauten Teilkirche direkt anwendbar und nicht an die Vermittlung durch bestimmte Strukturen oder Organe gebunden ist.

Die Vollmacht des Diözesanbischofs wird ferner als eigenberechtigte Gewalt bezeichnet. Dadurch kommt zum Ausdruck, dass sein Amt nicht als eine Art Stellvertretung des Papstes oder einer anderen übergeordneten Instanz verstanden werden kann. Vielmehr leitet jeder Diözesanbischof die ihm anvertraute Teilkirche unmittelbar als Stellvertreter Christi und übt die ihm übertragene Vollmacht in dessen Namen aus.¹⁰

Die Vollmacht des Diözesanbischofs ist schließlich als ordentliche Gewalt zu verstehen. Dies besagt, dass sie unmittelbar mit seinem Amt verbunden ist und aus diesem hervorgeht. Insofern die Übertragung des bischöflichen Amtes durch den Empfang der sakramentalen Bischofsweihe erfolgt, ist auch die bischöfliche Amtsgewalt sakramental grundgelegt.

Nach can. 375 §2 CIC können die Bischöfe ihre im Weihe sakrament empfangene Vollmacht „ihrer Natur nach nur in der hierarchischen Gemeinschaft mit dem Haupt und den Gliedern des Kollegiums“ der Bischöfe ausüben. Folglich kann der Diözesanbischof die ihm übertragene Vollmacht niemals nach subjektivem Gewissen oder Gutdünken zur Anwendung bringen, sondern immer nur eingebunden in die

Gemeinschaft der universalen Kirche. Aus dem gleichen Grund bleibt von der Amtsgewalt des Diözesanbischofs nach can. 381 §1 CIC all das ausgenommen, „was von Rechts wegen oder aufgrund einer Anordnung des Papstes der höchsten oder einer anderen kirchlichen Autorität vorbehalten ist“.¹¹

3. Die Amtsgewalt des Papstes in Bezug auf die Universalkirche

Gemäß can. 331 CIC verfügt der Nachfolger des Apostels Petrus als Haupt des Bischofskollegiums und Hirte der Gesamtkirche „kraft seines Amtes in der Kirche über höchste, volle, unmittelbare und universale ordentliche Gewalt, die er immer frei ausüben kann“.¹²

Während die Bezeichnung der päpstlichen Vollmacht als Höchstgewalt besagt, dass es keine Gewalt in der Kirche gibt, die dieser gleich- oder gar übergeordnet wäre, verweist deren Charakterisierung als Vollgewalt auf die Gesamtheit der kirchlichen Heilssendung.¹³ Aus der Unmittelbarkeit der päpstlichen Vollmacht ergibt sich, dass sie gegenüber allen Gliedern und Gliederungen der gesamten Kirche direkt angewendet werden kann und keinerlei Vermittlung durch untergeordnete Strukturen oder Organe bedarf. Dies bestätigt sich im Blick auf die päpstliche Universalgewalt, die sich nicht nur auf die Gesamtkirche, sondern ebenso auch auf alle Teilkirchen, sonstigen Teilgemeinschaften und jedes einzelne ihrer Glieder bezieht. Gebunden an das Amt und aus diesem hervorgehend, ist die päpstliche Vollmacht ordentlicher Natur. Indem sie jederzeit frei ausgeübt werden kann, darf der Nachfolger Petri in deren Ausübung von niemandem behindert werden und ist von Rechts wegen an keine bestimmten Verfahrensweisen oder Instanzen in der Kirche gebunden.

Die Amtsgewalt des Papstes „ist eine Gewalt in der Kirche. Sie ist nicht eine Gewalt der Kirche, insofern sie nicht nach ‚demokratischen‘ Prinzipien vom Volk Gottes, sondern von Gott ausgeht. Sie ist aber auch keine Gewalt über die oder gegenüber der Kirche, insofern der Papst begrifflich nicht der Kirche gegenübersteht oder gleichsam über ihr schwebt, sondern zu ihr gehört, so dass die Kirche ohne den Papst ihre Vollgestalt nicht hat und insofern der Papst selbst dem göttlichen Recht untersteht“.¹⁴ Amt und Vollmacht des Nachfolgers Petri stehen im Dienst der kirchlichen Gemeinschaft. Indem durch ihn die Gemeinschaft der einzelnen Bischöfe und Teilkirchen in der Universalkirche begründet und garantiert wird, ist er „das immerwährende, sichtbare Prinzip und Fundament der Einheit“ in der Kirche.¹⁵

4. Die Amtsgewalt des Papstes in Bezug auf die einzelnen Teilkirchen

Die Amtsgewalt des Nachfolgers Petri beinhaltet das Recht, jede Angelegenheit in der Kirche unter Ausschluss aller untergeordneten Strukturen und Instanzen an sich zu ziehen.¹⁶ Dies gilt auch dann, wenn die betreffende Angelegen-

¹¹ Vgl. ebd.

¹² Vgl. ebd., Nr. 22.

¹³ Vgl. hierzu und zum Folgenden Aymans: Kanonisches Recht, Band II (Anm. 8), 204–210; Arrieta: Diritto dell'organizzazione ecclesiastica (Anm. 8), 224–227.

¹⁴ Aymans: Kanonisches Recht, Band II (Anm. 8), 205.

¹⁵ II. Vatikanisches Konzil: Lumen gentium, Nr. 23.

¹⁶ Vgl. II. Vatikanisches Konzil: Christus Dominus, Nr. 8a; vgl. hierzu und zum Folgenden auch Aymans: Kanonisches Recht, Band II (Anm. 8), 207f.; Gänswein, Georg: Affectio papalis, in: Campenhausen, Axel Freiherr von u.a. (Hg.): Lexikon für Kirchen- und Staatskirchenrecht, Band 1, Paderborn – München – Wien – Zürich 2000, 36f.

⁸ Vgl. hierzu und zum Folgenden Aymans, Winfried: Kanonisches Recht – Lehrbuch aufgrund des Codex Iuris Canonici (begründet von Eichmann, Eduard, fortgeführt von Mörsdorf, Klaus), Band II, Paderborn – München – Wien – Zürich 1997, 340–343; Arrieta, Juan Ignacio: Diritto dell'organizzazione ecclesiastica, Mailand 1997 (= Pontificio Ateneo della Santa Croce [heute: Pontificia Università della Santa Croce], Facoltà di Diritto Canonico [Hg.]: Trattati di Diritto Canonico, 3), 379–385.

⁹ Vgl. II. Vatikanisches Konzil: Lumen gentium, Nr. 27; dass.: Christus Dominus, Nr. 8.

¹⁰ Vgl. II. Vatikanisches Konzil: Lumen gentium, Nr. 27.

heit von Rechts wegen in die Leitungskompetenz eines Diözesanbischofs fällt, dessen prinzipielle Zuständigkeit für den konkreten Einzelfall ausgesetzt wird.

Wenn dabei die hierarchische Verfassung der Kirche nicht ausgehöhlt werden soll, kann dieses „affectio papalis“ genannte Recht des Nachfolgers Petri jedoch nicht nach Gutdünken zur Anwendung gebracht werden, sondern ist vor allem durch die im göttlichen Recht begründete Eigenständigkeit des Bischofsamtes begrenzt. Auch wenn der Diözesanbischof der Autorität des Papstes untersteht, bleibt er stets der eigene, mit allen erforderlichen Vollmachten ausgestattete Hirte der ihm anvertrauten Teilkirche. Aus diesem Grund kann das Recht des Nachfolgers Petri, teilkirchliche Angelegenheiten nach freiem Ermessen an sich zu ziehen, nur in subsidiärem Sinn richtig verstanden werden.

Dabei gilt es zu beachten, dass dem Papst als oberstem Hirten der Kirche nicht nur das Recht, sondern zugleich auch die Pflicht zukommt, über die Einheit der Teilkirchen untereinander und in der Universalkirche zu wachen und die kirchliche Gemeinschaft nötigenfalls durch sein unmittelbares Eingreifen in die Belange einer Teilkirche zu schützen, „wenn das in ordentlicher Weise zuständige Organ versagt“¹⁷.

5. Die Einschränkung der Amtsgewalt eines Diözesanbischofs durch die Bestellung eines Weihbischofs mit besonderen Befugnissen

Can. 403 §2 CIC sieht vor, dass dem Diözesanbischof „bei Vorliegen besonderer Umstände, auch persönlicher Art“, ein Weihbischof beigegeben werden kann, „der mit besonderen Befugnissen ausgestattet ist“¹⁸. Auf der gleichen Rechtsgrundlage können derartige Sondervollmachten auch einem bereits im Amt befindlichen Weihbischof vom Papst zusätzlich übertragen werden.

Ein solcher Umstand ist dann gegeben, wenn ein Diözesanbischof „an sich seines Amtes durchaus walten kann, aber bestimmte Aufgaben nicht zu erfüllen vermag“¹⁹, anders ausgedrückt: wenn er zur Erfüllung einer bestimmten Amtspflicht nicht willens oder nicht in der Lage ist und dadurch die Einheit der ihm anvertrauten Teilkirche mit den übrigen Teilkirchen innerhalb der universalen Kirche gefährdet erscheint.

Umfang und Grenze der einem Weihbischof im konkreten Fall übertragenen besonderen Befugnisse ergeben sich aus dem apostolischen Ernennungsschreiben oder dem für den betreffenden Einzelfall erlassenen Dekret des Papstes. Im gleichen Maß ist die diesbezügliche Zuständigkeit des Diözesanbischofs als ausgeschaltet zu betrachten. Die betreffenden Sondervollmachten sind stellvertretender Natur, da sie der Weihbischof nicht kraft seines Amtes ausüben vermag. Er handelt jedoch nicht in Stellvertretung seines Diözesanbischofs, sondern im Namen und in der Autorität des Nachfolgers Petri.

6. Die Amtsgewalt des Papstes als ökumenisches Problem

In seiner Enzyklika über den Einsatz für die Ökumene vom 25. Mai 1995 lässt Papst Johannes Paul II. nicht unerwähnt, dass die katholische Lehre über Funktion und Amtsgewalt des Nachfolgers Petri ein ernst zu nehmendes Problem für den überwiegenden Teil der nichtkatholischen Kirchen und

kirchlichen Gemeinschaften darstellt und von vielen Christen als Hindernis für die Ökumene empfunden wird²⁰.

Demgegenüber weist der Papst jedoch darauf hin, dass dem Petrusamt gerade im Hinblick auf die Einheit der Kirche eine unverzichtbare Bedeutung zukommt.²¹ Seine Aufgabe ist es, darüber zu wachen, dass durch die hierarchische Gemeinschaft der Bischöfe mit dem Nachfolger Petri die in Glaube und Kirchenverfassung begründete Einheit aller Teilkirchen gewährleistet bleibt und so in ihnen – wie es can. 369 CIC ausdrückt – „die eine, heilige, katholische und apostolische Kirche wahrhaft gegenwärtig ist und wirkt“²².

Wer die Funktion und Amtsgewalt des Nachfolgers Petri als Hindernis für die Ökumene empfindet, wird sich daher der Frage stellen müssen, ob die eigentliche Problematik nicht vielmehr seinerseits in einem unzureichenden Verständnis der anzustrebenden Einheit aller Christen begründet liegt. Die von Christus gewollte Einheit ist mehr als nur ein unverbindliches Gemeinschaftsgefühl; sie verlangt nach voller Übereinstimmung im unverkürzten und unverfälschten Glaubensbekenntnis ebenso wie nach einer sichtbaren, das heißt hierarchisch und rechtlich verfassten Kirchengemeinschaft. Wie die unaufhörlichen Streitigkeiten über Rang und Einfluss innerhalb der Orthodoxie und die fortschreitende Zersplitterung der reformatorischen Bekenntnisgemeinschaften nachhaltig belegen, bleibt die Einheit der Kirche ohne das im Amt des Nachfolgers Petri bestehende sichtbare Prinzip und Fundament dieser Einheit Illusion. Er allein vermag die Einheit der Kirche kraft der ihm von Christus her zukommenden Vollmacht zu gewährleisten. Ihm „obliegt es, an die Forderungen des Gemeinwohls der Kirche zu erinnern, falls jemand versucht wäre, dies zugunsten eigener Interessen zu vergessen. Er hat die Pflicht hinzuweisen, zu warnen und manchmal diese oder jene Meinung, die verbreitet wird, für unvereinbar mit der Einheit des Glaubens zu erklären“²³.

Dabei hat sich Papst Johannes Paul II. selbst dem Anliegen gegenüber durchaus aufgeschlossen gezeigt, der päpstlichen Amtsausübung eine Form zu geben, die der Sehnsucht nach Wiederherstellung der Einheit unter allen Christen soweit als möglich Rechnung trägt.²⁴ Im gleichen Atemzug hat er jedoch betont, dass dabei „keineswegs auf das Wesentliche ihrer Sendung verzichtet“ werden kann.²⁵ Wenn das Amt des Nachfolgers Petri von Christus als das immerwährende und sichtbare Prinzip und Fundament für die Einheit der Kirche eingesetzt ist, dann käme es einem Verrat am Willen Christi gleich, die mit diesem Amt verbundene Vollmacht verleugnen oder einschränken zu wollen. Kaum weniger unaufrichtig – und insofern der Glaubwürdigkeit des ökumenischen Dialogs alles andere als zuträglich – wäre es, an der mit dem päpstlichen Amt verbundenen Vollmacht zwar auf theoretischer Ebene festzuhalten, auf deren Ausübung jedoch unter Rücksichtnahme auf die nichtkatholische Christenheit zu verzichten.

7. Schluss

Die im Zusammenhang mit der päpstlichen Entscheidung über den Ausstieg aus dem staatlichen System der Schwangerschaftskonfliktberatung im Bistum Limburg aufgetretenen

¹⁷ Aymans: Kanonisches Recht, Band II (Anm. 8), 208.

¹⁸ Vgl. hierzu und zum Folgenden Aymans: Kanonisches Recht, Band II (Anm. 8), 352f; Arrieta: Diritto dell'organizzazione ecclesiastica (Anm. 8), 387.

¹⁹ Aymans: Kanonisches Recht, Band II (Anm. 8), 352.

²⁰ Papst Johannes Paul II.: Ut unum sint, Nr. 88.

²¹ Ebd., Nr. 94.

²² Vgl. II. Vatikanisches Konzil: Christus Dominus, Nr. 11; dass.: Lumen gentium, Nr. 23; Papst Johannes Paul II.: Ut unum sint, Nr. 94.

²³ Ebd.

²⁴ Ebd., Nr. 95.

²⁵ Ebd.

Konflikte haben dem Ansehen der Kirche in Deutschland ohne Zweifel schweren Schaden zugefügt und sind insofern zu bedauern.

Zugleich darf allerdings begrüßt werden, dass auf diese Weise manch illusorische Vorstellung von Kirche, kirchlicher Einheit und Ökumenismus auf den Boden der ekklesiologischen und rechtlichen Tatsachen zurückgeführt worden ist. Weder steht das Vorgehen des Papstes im Widerspruch zur Lehre des II. Vatikanischen Konzils über die Verfassung der Kirche, noch stellt es eine Belastung für eine im rechten Sinn verstandene Ökumene dar. Indem der Papst „im Hinblick auf die Geschlossenheit des Zeugnisses der katholischen Kirche in Deutschland“²⁶ den Ausstieg des Bistums Limburg aus

²⁶ Papst Johannes Paul II.: Schreiben an den Bischof von Limburg, Franz Kamphaus (Anm. 1).

dem staatlichen System der Schwangerschaftskonfliktberatung verfügt hat, hat er nichts anderes getan, als sein ureigenes Recht auszuüben, um auf diese Weise seine ureigene Amtspflicht für den Schutz des kirchlichen Gemeinwohls und „für das Wohl aller Teilkirchen und für ihre Einheit“²⁷ zu erfüllen.

*Anschrift des Autors: H. H. Kaplan Wolfgang Rothe
Lic. iur. can., Lic. theol
Pont. Collegio di S. Maria dell'Anima
Via della Pace 20, I-00186 Rom*

²⁷ Ebd.

JOSEPH OVERATH Die Werbeaktion „Kraft zum Leben“ aus katholischer Sicht

Ende des letzten Jahres konnte die Öffentlichkeit neben Reklame für Kondome, die mit Steuergeldern finanziert werden, auch einmal auf großen Plakatwänden Werbung für ein Buch religiösen Inhalts betrachten. Die amerikanische Arthur S. DeMoss-Stiftung warb für ihr Buch „Kraft zum Leben“¹. Zu sehen war auf den Plakaten das Buch, dann das Bild eines Prominenten und dessen Werbespruch für „Kraft zum Leben“. Darunter fand sich eine Telefonnummer, mittels derer man das Buch kostenlos bestellen konnte.

Sogleich bildete sich eine Koalition von Gegnern. Am 7. Januar 2002 wusste „Report“ aus Mainz (SWR) zu berichten hinter dem Buch stehe eine „... Organisation ...“, die „... im Großen und Ganzen eine christlich fundamentalistische Ausgabe der Taliban für Amerika ...“ sei².

Selbst die „Tagespost“ veröffentlichte am 15. Januar 2002 einen Artikel mit dem Titel „Bedenklicher Religionsimport aus Amerika“³, wenn dort auch berichtet wurde, die evangelische Kirche sehe keine Gefahr durch „Kraft zum Leben“. Man war sich zwar einig, dass es sich nicht um eine neue Sekte handelte, aber man stufte das Buch und die Kampagne als bedenklich ein. Indessen ist nicht bekannt, dass jemals etwa die Kondom-Werbung der Bundesregierung in ähnlicher Weise als „bedenklich“ eingestuft worden ist, was sich ja aus medizinischen Erwägungen heraus schon anböte⁴, von moralischen Aspekten ganz zu schweigen.

Die evangelischen Christen in Deutschland hatten ja ebenfalls eine Werbeinitiative ins Leben gerufen. Dort wird etwa geworben mit dem Werbespot „Im Anfang war das Wort ... Evangelische Kirche misch dich ein“ in Verbindung mit dem

Inneren einer (katholischen) Kirche, in deren ansonsten leeren Bänken, ein Mann mit einer Mütze zu sehen ist⁵. Oder man wirbt ganzseitig in Illustrierten und fragt: „Was ist Glück?“. Es gibt dann vier mögliche Antworten: „Eine Gehaltserhöhung; wieder mal bei Oma Erdbeerkuchen essen; Gesundheit; ein Ticket für die Fußball WM“. Dann folgt: „Lassen Sie uns gemeinsam Antworten finden. EKD Evangelische Kirche“⁶.

Bereits 1993 hatte die katholische Kirche eine ähnliche Aktion durchgeführt⁷.

Zeitgleich mit der Aktion „Kraft zum Leben“ wurde an alle Haushalte von einem in Frankfurt ansässigen Verein „Deutschland braucht Mariens Hilfe“ eine Postwurfsendung verbreitet, die für die Wundertätige Medaille warb. Versprochen wurden „... Heilungen von schweren Krankheiten, Schutz bei Unfällen, Lösung von Problemen jeglicher Art wie z. B. Arbeitslosigkeit, Drogenkonsum, Alkoholsucht, persönlichen und familiären Krisen ...“ Verschwiegen wurde dem Interessenten, dass die Medaille nicht automatisch wirkt, also keine Magie ist, sondern nach katholischem Glaubensverständnis nur ein Zeichen ist. Dennoch behauptet die Postwurfsendung, die Marienabbildung sei „... kein bloßes Metallstück. Sie ist eine Sakramentalie ...“⁸

Sakramentalien wollen die Gläubigen auf den Empfang der Sakramente vorbereiten; die Sakramente werden in der Werbung für die Medaille aber mit keinem Wort erwähnt. Unter Sakramentalien versteht man in erster Linie Segnungen und sicher keine Gegenstände (KKK 1667–1679). Religiöse Werbung findet also oft statt; dabei wird nicht selten plakativ der Glaube dargeboten. Warum aber regte sich so starker Widerspruch gegen „Kraft zum Leben“? Der Vorwurf des Fundamentalismus ist ja in der heutigen Gesellschaft – nach dem 11. September 2001 – geeignet, Personen oder Gruppierungen vollkommen zu isolieren und zu diskreditieren.

¹ Das Buch ist 1983 erschienen und von Jamie Buckingham unter dem Titel „Power for Living“ in den USA erstmals erschienen, die deutsche Übersetzung kam im Juni 2001 heraus. Einen Druckort nennt das Buch nicht.

² Die Tagespost Nr. 5. vom 10. 1. 2002, 5 „Wer steckt hinter ‚Kraft zum Leben‘“.

³ ebd. Nr. 7. vom 15. 1. 2002, 11.

⁴ So wird in der langen Kampagne für die Kondome verschwiegen, dass zunächst Kondome nicht eine vollständige Empfängnisverhütung gewährleisten können, und dann zum anderen, dass als ultima ratio wohl nur noch die Abtreibung in Frage kommt, wenn der Kondom versagt hat. Dass die Fernsehwerbung für „Kraft zum Leben“ verboten wurde, zeigt einmal mehr, dass die Maßstäbe in unserem Land verrutscht sind. Ein Artikel in „Komma“ fragte richtig: „Pornos ja, Christliches nein“, in: Eckhard Nickig: Sind konservative Christen Freiwild?, in: Komma Nr. 10, 2002, 82–84.

⁵ Rheinischer Merkur Nr. 10 vom 8. 3. 2002, 24.

⁶ Ganzseitig fand sich eine solche Werbung im „Spiegel“ im Frühjahr 2002.

⁷ Rheinischer Merkur Nr. 10 vom 8. 3. 2002, 24.

⁸ Sechsseitiges buntes Faltblatt der Aktion „Deutschland braucht Mariens Hilfe“ aus 60439 Frankfurt am Main, Frühjahr 2002.

I.

„Kraft zum Leben“ ist ein Buch, das sich an jeden Menschen richtet. Es gehört zur Gattung der religiösen Bücher, die im Predigtstil verfasst sind, und deswegen wird der Text immer unterbrochen durch Bekenntnisse des Autors oder auch durch Beispielgeschichten, die den Leser zum Nachdenken anregen möchten. Es setzt sehr auf religiöses Bekenntnis, was sich sogleich im 1. Kapitel zeigt.

Dort legen Prominente Zeugnis über ihren eigenen Weg zu Gott und Jesus Christus ab (6–23). Das 2. Kapitel trägt den Titel „Sie sind jemand Besonderes für Gott“. (27–36) und legt dem Leser nahe, dass auch er eine Bekehrung erleben wird, wie es die neun Prominenten geschildert hatten. Hier wird auch der Begriff der Sünde eingeführt, aber zugleich ist schon die Richtung angegeben: die Erlösung durch Christi Blut ist speziell für den Leser geschehen (36).

Das 3. Kapitel handelt von der Freundschaft mit Gott (39–52) und stellt vier Wahrheiten vor, die den Leser ins Proprium der christlichen Lehre einführen möchten.

Zunächst wird an die Liebe Gottes zu den Menschen erinnert: „... er bietet dir einen wunderbaren Plan für dein Leben an“ (46). Realistisch heißt es dann als 2. Wahrheit: „Der Mensch ist sündig und von Gott getrennt“ (47), woraus abgeleitet ist als 3. Wahrheit, dass nur Jesus Christus „... Gottes einzige Maßnahme gegen die Sünde der Menschen ...“ ist (49). Die 4. Wahrheit fordert deswegen: „Jeder von uns muss Jesus Christus persönlich als Herrn und Erlöser annehmen“ (50).

Das Buch ist sehr um Verständlichkeit bemüht und macht deswegen durch schemenhafte Zeichnungen seine Anliegen deutlich.

Es verdeutlicht das Leben mit Christus anhand von zwei Skizzen. Das „selbstbestimmte Leben“ lässt ein „S“ – das Selbst – auf einem Thron sitzen und das Kreuz als Zeichen für Christus ist außerhalb des Kreises. Dagegen steht das von Christus bestimmte Leben (52) in Spannung. Nun thront Christus auf dem Thron und das „Selbst“ tritt zurück. Die Interessen des Menschen lassen sich von der Mitte her bestimmen; damit kommt der Mensch über Christus in den Einklang mit Gott. Anhand von Zitaten aus dem Neuen Testament wird entfaltet, wie sich der Mensch näherhin Christus zuwenden kann.

Dem 4. Kapitel liegt die Vertiefung des Christusverhältnisses am Herzen. Während bislang das Christus- und Gottesverhältnis sich zwischen dem Einzelnen vollzog, kommt jetzt auch die Gemeinschaft der Christusgläubigen in den Blickwinkel. Nach Ratschlägen (65 ff.) man solle täglich beten, die Bibel lesen, Gott gehorchen in jeder Lebenslage und immer den Glauben bezeugen, wird (84 ff.) der Hl. Geist vorgestellt. Es wird gefordert der ganze Glaube und die „... komplette Hingabe des Willens ...“ (90) an den Hl. Geist.“ Die ganze Macht des Himmels gehört Ihnen, wenn Sie anfangen, das vom Heiligen Geist erfüllte Leben zu führen“ (90) heißt es dann euphorisch.

Die folgenden Ausführungen über „Gemeinschaft und Kirche“ (90–92) sprechen dann nicht mehr vom Hl. Geist, sondern sie empfehlen, den Glauben gemeinsam zu leben. Es werden Kriterien für eine gute „Gemeinde“ aufgestellt und es wird empfohlen, sich eine solche Gemeinde in der Heimat zu suchen. Dabei ist hier Gemeinde im freikirchlichem Sinne zu verstehen. An keiner Stelle wird hier etwa vom Amt, auch nicht vom apostolischen Amt gesprochen.

Erst jetzt im 5. Kapitel (95–111) kommt die Bibel als Grundlage des Glaubens in den Blickwinkel. In der Bibel

könne der Mensch Antworten auf die Sinnfragen bekommen (98). Die Hl. Schrift wird in ihrem geschichtlichen Werden gewürdigt – was für die Frage des Fundamentalismus-Vorwurfs von großer Bedeutung ist.

Die Deutung des Alten Bundes auf Christus als Mitte der ganzen Heiligen Schriften hin ist sehr schön (103 ff.) unter dem Stichwort „Gottes Traum“ beschrieben.

Abgeschlossen wird das Kapitel über die Bibel mit einer Beispielgeschichte aus der Seelsorge; dort hatte die Bibel Probleme gelöst (108–111).

Das 6. Kapitel gibt dann eine für Laien gedachte Einführung ins Lesen der Bibel (113–130); es werden auch Hilfsmittel angeführt, die, wenn Sie von Laien genutzt würden, tatsächlich ein tieferes Eindringen in die Hl. Schrift zulassen.

Die Zusammenfassung (133–135) fällt dann wieder in den Predigtstil und fordert den Leser auf, der sich jetzt schon auf dem richtigen Weg befinde, nicht in den „Straßengräben des Lebens“ (134) liegen zu bleiben. Es folgt noch einmal der Zielsatz, der das Buch zusammenfasst: „Ein Christ ist jemand, der beschlossen hat, dass der Weg von Christus der beste Weg ist, und der sich darum diesem Weg vollständig widmet“ (135). Es zeigte sich, dass das Buch „Kraft zum Leben“ die Kirche nicht ausschließt, aber es hat mit vielen Entwürfen dieser Art gemeinsam, dass die Bibel – ganz im Sinne der Reformatoren – als das Buch und die Größe schlechthin vorgestellt wird. Die Kirche als der fortlebende Christus kommt nicht in den Blickwinkel. Und obwohl durchaus gesehen wird, dass es Sünder in der Kirche gibt (91), wird nicht die Frage gestellt, wer denn bei Streitigkeiten über die Auslegung der Bibel entscheiden soll. Unabhängig von den Auslegungsschwierigkeiten ist die Frage zu stellen, wer mir als Mensch denn den „wahren“ Jesus gewährleistet. Das Bild zur 3. Wahrheit (50) stellt zwischen Gott und Mensch einfach Jesus. Aber woher weiß ich, dass das Neue Testament eine heilige Schrift ist? Das sagt mir doch nur die Kirche. Es wird zwar auf die paulinischen Bilder vom Haupt Christus und dem Leib der Kirche (78) hingewiesen, aber eine Folgerung erfolgt nicht. Hier müsste doch gefragt werden, ob nicht die Kirche uns die Bibel geschenkt hat, ob nicht die Kirche eine verfasste Gemeinschaft ist, wie es bereits aus den neutestamentlichen Schriften hervorgeht.

Die im Buch vertretene Lehre über Jesus Christus ist durchaus in Ordnung. Aber die Begrifflichkeit „Sohn Gottes“ usw. wird nicht näher erklärt im Hinblick auf ungläubige Zeitgenossen, an die sich „Kraft zum Leben“ wendet, nicht verständlich.

Positiv dagegen ist zu vermerken, dass sich eindeutig von der Esoterik abgesetzt wird (84). Entgegen anthroposophischen Gedankengängen wird betont: „Der Heilige Geist ist kein sonderbares, ätherisches, mystisches Gefühl oder eine körperlose Erscheinung“ (84).

„Kraft zum Leben“ wendet sich auch gegen allen religiösen Synkretismus, wenn die einzigartige Heilsbedeutung Jesu Christi unterstrichen wird. Ihn müssen alle Menschen persönlich als Herrn und Erlöser annehmen (50). Eine solche deutliche Überzeugung von der Exklusivität Jesu Christi ist nicht selbstverständlich, wie die Diskussionen um „Dominus Iesus“ gezeigt haben⁹.

⁹ Vgl. meine Ausführungen: Damals wie heute. Zur Gnosis in der Kirche der Gegenwart, in: Theologisches 29 (1999) 143–158; Mit Jesus ins Pantheon? Zur prophetischen Dimension von „Dominus Iesus“ in: Theologisches 31 (2001) 213–226; siehe neuestes: Leo Scheffczyk: Der Wahrheit verpflichteten: Komma Nr. 11 (2002) 62–63.

II.

Gegen „Kraft zum Leben“ war der Vorwurf des Fundamentalismus erhoben worden; andere wiederum hatten diesem Projekt misstraut, wenn sie es auch nicht als Sekte einstufen wollten.

Eine breite Öffentlichkeit wird bei Fundamentalismus an islamische oder andere Terroristen denken. „Kraft zum Leben“ wurde ja denn auch von einer Fernsehsendung in die Nähe der Taliban gerückt – dieses menschenverachtende Regime, das zum Zeitpunkt der Sendung in Afghanistan an der Macht war, war u. a. der Hintergrund des Anschlags vom 11. September 2001 in New York. Natürlich ist in diesem Sinne in „Kraft zum Leben“ keinerlei Fundamentalismus zu finden – das Buch ruft nicht zum Kämpfen auf, es möchte eine Umwandlung der Menschen durch die Bibel erreichen. Es ist wahr, dass die vier Gesetze der Wahrheit im 3. Kapitel aus dem Buch „Campus Crusade for Christ“ abgedruckt wurden, was mit „Campus für Christus“ (138) übersetzt wird. „crusade“ ist aber der Kreuzzug. Aber militant ist „Kraft zum Leben“ nicht, wenn es auch besser gewesen wäre, das „crusade“ in der deutschen Übersetzung mit zu übersetzen. Es muss nun geklärt werden, was mit Fundamentalismus gemeint ist, wenn dieser Begriff auf die Religion angewendet wird.

Erst in den letzten Jahrzehnten ist der Begriff negativ behaftet worden und er wird als „Schlagwort“, ja als „Tot-Schlagwort“ im wörtlichen Sinne eingesetzt.

Ursprünglich ist Fundamentalismus eine Selbstbezeichnung nordamerikanischer Protestanten¹⁰. Zwischen 1910 und 1915 erschien deren Schriftenreihe „The Fundamentals“. Wie kam es dazu? Man kann die Entstehung des Bibelfundamentalismus nur verstehen, wenn man den Gang der evangelischen Exegese im 19. Jahrhundert bedenkt. Die Fundamentalisten wollten die Bibel wörtlich verstanden wissen; konkret wehrte man sich gegen die Evolutionslehre Darwins und setzte ihm den biblischen Schöpfungsbericht entgegen, den man als geschichtlichen Bericht auffassen wollte.

Neben der wörtlichen Irrtumslosigkeit der Bibel wurden bereits 1895 vier weitere „Fundamentalismus-Punkte“ festgelegt: die Gottheit Jesu, seine jungfräuliche Geburt, seine stellvertretende Sühne für die Sünde der Welt und schließlich die körperliche Auferstehung bei der Wiederkunft Christi am Jüngsten Tag¹¹.

Auf der einen Seite legt der Fundamentalismus diese Wahrheiten, die nicht nur von seinen Anhängern vertreten werden, in einer Art aus, die Ideologie wird und zum anderen steht hinter diesem System ein zu großes Vertrauen in die Kosmologie der Bibel¹².

Andererseits hat der Fundamentalismus mit den anderen evangelischen Christen gemeinsam, dass er strikt vom Prinzip des „Sola Scriptura“ ausgeht. „Es fehlt dem Fundamentalismus die Erkenntnis, dass das Neue Testament in der christlichen Kirche entstanden ist, und dass es Heilige Schrift dieser Kirche ist, deren Existenz die Abfassung ihrer Schriften schon vorausging. Aus diesem Grund ist der Fundamentalismus oft ‚antikirchlich‘“¹³.

Der historische Fundamentalismus aus Nordamerika muss auf dem Hintergrund der Entwicklung der protestantischen Exegese gesehen werden. So hatte z. B. David Friedrich Strauß (1808–1874) jegliche Offenbarung geleugnet und in seinem „Leben Jesu“ den mythologischen Charakter der Evangelien zu beweisen versucht¹⁴. Weitere Kreise waren durch Friedrich Wilhelms Nietzsches Buch „Der alte und der neue Glaube“ von 1872 – mitten im Kulturkampf – von Straußens Thesen überzeugt worden, so dass man sich vorstellen kann, dass sich gegen solche und ähnliche Exegeten Widerstand regen musste.

Ferdinand Christian Baur (1792–1860) erschütterte die damaligen bibeltreuen Protestanten mit seiner These, die Evangelien seien erst zwischen 130 und 160 entstanden; die Pastoralbriefe verwarf er ganz als biblische Schriften und ließ nur wenige Paulusbriefe als echt gelten¹⁵. Solche und ähnliche nationalistische Deutungen führten schließlich zur Reaktion der Gläubigen, die an der Hl. Schrift festhalten wollten. Da es im Protestantismus kein verbindliches kirchliches Lehramt gibt, reagierten die Gegner der nationalistischen Theologie mit ihren „Fundamentals“. Bildlich ausgedrückt kann der Fundamentalismus so beschrieben werden: die Bibelleser sieben die Worte der Hl. Schriften wie Goldwäscher die Erde nach Gold durchsieben. Das Goldkörnchen wäre dann eines der „Fundamentals“.

Indessen ist diese Art von Schriftverständnis im evangelischen Raum weiter verbreitet als allgemein bekannt ist. Viele Bibelübersetzungen arbeiten mit Fettdruck oder drucken manche Sätze oder Begriffe mit fetten Lettern. So verschickte „Kraft zum Leben“ eine weitverbreitete evangelische Übersetzung des Johannesevangeliums, das mit Markierungen im Text arbeitet¹⁶. Drei Hervorhebungen sind möglich: zunächst werden die Verse unterstrichen, die die Göttlichkeit Jesu betonen; dann gibt es eine zweite Hervorhebung für Verse, die Gottes Vergebung unterstreichen und schließlich werden durch Fettdruck die Textstellen hervorgehoben, die für die Moral des Christen von Bedeutung sind.

Solche Bibelausgaben haben durchaus eine Tendenz zum Fundamentalismus in überliefertem Sinne. Es wird nämlich übersehen, dass Gottes Wort sich in menschlichen Begriffen ausdrückt. Den literarischen Formen wird kaum die Bedeutung zugemessen, die ihnen in Wirklichkeit zukommt. „Er hat deshalb die Tendenz, den biblischen Text so zu behandeln, als ob er vom Heiligen Geist wortwörtlich diktiert worden wäre“¹⁷.

III.

Nun ist die Frage zu stellen, ob „Kraft zum Leben“ ein Produkt des eben skizzierten Fundamentalismus ist.

In dem Buch gibt es nicht die fünf „Fundamentals“, die den Fundamentalismus prägen. Dass an der Göttlichkeit Jesu

¹⁴ Hierzu siehe die ausführliche Darstellung bei J. Marx: Lehrbuch der Kirchengeschichte. Trier 1906, 842 ff.; durch die Kenntnis der Geschichte des Protestantismus lassen sich auch neue Anfragen in ökumenischer Sicht formulieren. So wird heute allgemein nicht thematisiert, dass weite Teile der evangelischen Christenheit einen ganz anderen Zugang zu der Bibel haben als die Katholiken. Man müsste viel mehr auf das Schriftprinzip eingehen, dürfte die Geschichte der rationalistischen Exegese nicht ausklammern. Beide Größen hängen zusammen.

¹⁵ ebd. 848.

¹⁶ Neues Leben. Holzgeringen 2001; die Luther-Bibel im heutigen Deutsch kennt ebenfalls durch den Druck hervorgehobene Sätze. Damit wird der Blick des „Laien“ weg von der Gattungsgeschichte gelenkt; die Sätze erscheinen etwas absolut – um nicht zu sagen als „Dogmen“, die man auf der anderen Seite ablehnen würde.

¹⁷ Interpretation der Bibel (wie Anm. 11) 73.

¹⁰ Vgl. Georg Denzler / Carl Andresen: Wörterbuch der Kirchengeschichte München 1997, 231.

¹¹ Päpstliche Bibelkommission: Die Interpretation der Bibel in der Kirche. Vatikanstadt 1993, I,F: 72.

¹² ebd. 74.

¹³ ebd. 74–75.

festgehalten wird, kann in keiner Weise als fundamentalistisch gesehen werden: die fünf „Fundamentals“ sind teilweise aus dem Apostolischen Glaubensbekenntnis entnommen.

Das Buch kennt dagegen literarische Formen der Bibel und weist daraufhin, dass sich der Bibelleser mit den verschiedenen Gattungen und Formen vertraut machen muss; es kennt auch die synoptische Fragestellung und betont, dass jeder „... Autor der Bibel einen besonderen Stil“ (119) hat. Es verweist auf Konkordanzen zur Bibel, auf Wörterbücher zur Hl. Schrift (127) und man soll sich auch mit Kommentaren befassen. So zeigt sich, dass „Kraft zum Leben“ nicht im Sinne fundamentalistisch ist, wie wir ihn in II. definieren konnten.

Diese Feststellung heißt aber nicht, dass nicht auch Kritik an diesem Buch zu üben wäre – einiges ist schon unter 1. gesagt worden. Als erstes ist ein Fideismus festzustellen; die Vernunft wird bezüglich des Glaubens zu gering veranschlagt. So wird geleugnet, dass die menschliche Vernunft sich zu Gott erheben kann. Nur Jesus Christus sei die „... einzige Maßnahme Gottes ...“ (49). Demgegenüber muss betont werden, dass Gott mit den Gottesbeweisen erkannt werden kann – was aber nicht die Einzigartigkeit des Erlösungswerkes Christi in Frage stellt. Vielmehr hätte „Kraft zum Leben“ besser den Zeitgenossen Brücken gebaut, hätte mit vernünftigen Gründen den von der Ratio bestimmten Gegenwartsmenschen abgeholt, als sogleich mit religiösen Begriffen wie „Göttlichkeit Jesu“ usw. das Ziel zu verkünden und mit schwärmerischen Geschichten, die niemand nachprüfen kann, verbunden¹⁸.

Es ist auch unverständlich, warum das Buch gegen Aristoteles polemisiert. Aristoteles hätte die Bibel als Quelle des Wissens abgelehnt, so lautet die Vermutung (96).

¹⁸ Als Beispiel für einen verstandesmäßigen Aufstieg zu Gott siehe: Josef Seifert: Gott als Gottesbeweis. Eine phänomenologische Neubegründung des ontologischen Arguments. Heidelberg 1996.

Neben dem Fideismus ist es auch ein Biblizismus, der in „Kraft zum Leben“ auffällt. Das Buch identifiziert das Wort Gottes an uns Menschen alleine mit der Hl. Schrift, so dass die Überlieferung der Kirche überhaupt nicht in den Blickwinkel kommen kann. Beim Lesen des Buches drängt sich der Eindruck des Geschichtslosen auf; die Bibel ist da. Woher sie kommt fragt niemand ...

Dann wird die ganze Geschichte der Auslegung der Hl. Schrift, die heiligmäßigen Menschen, die die besten Kommentare mit ihrem eigenen Leben und Blut verfasst haben, einfach übergangen. Anstelle der Heiligen rücken Bekehrte, die sich biblizistisch mit der Hl. Schrift auseinandergesetzt haben und dann als Vorbilder vor Augen gestellt sind (108 ff.). Angesichts einer solchen Ausklammerung des kirchlichen Charakters der Bibel und der Ausblendung des kirchlichen Lehramtes ist die Frage erlaubt, wer denn mit Jesus Christus in diesem Buch gemeint sein kann. Auf jeden Fall muss „Kraft zum Leben“ alle Stellen der Hl. Schrift übersehen, die auf die Kirche hinweisen und damit verkennt sie auch Jesus. Denn wie soll denn zu verstehen sein, wenn der hl. Paulus die Kirche den Leib Christi nennt. Hier ist das größte Manko dieses Büchleins, dessen Verfasser es sicher subjektiv ehrlich meint, aber objektiv gerade den Menschen, der sich mit der Bibel befassen will, enttäuschen wird. Wo die Kirche nicht richtig gesehen ist, da kommen auch nicht die Sakramente in den Sinn.

So ist nicht der Vorwurf des Fundamentalismus an „Kraft zum Leben“ zu richten, sondern der Vorwurf des eines Subjektivismus, der dem einzelnen Bibelleser mehr Kompetenz zugesteht als der Kirche, der wir die Bibel verdanken¹⁹.

Kein ehrlicher Christ kann Christus und die Kirche trennen, denn Christus liebt seine eine Kirche und gab sich für sie hin (vgl. Eph 5,25).

*Anschrift des Autors: Dr. theol. Joseph Overath
Hauptstraße 54, 51789 Lindlar*

¹⁹ Vgl. hierzu meine Anfragen an freikirchliche Bibelauslegungsversuche, in: Wortmeldungen eines Landpastors. Religiöse Zeitfragen. Abensberg 1993, 116–118.

GEORG MAY

Bischof Dr. Piontek über das II. Vatikanische Konzil

(Aus dem Buch von Prof. Dr. Georg May über den Kapitelsvikar des Erzbistums Breslau und späteren 1. Bischof der Restdiözese Görlitz. Das Buch erscheint in Kürze in der Schriftenreihe „Distinguo“. Eine theologische Schriftenreihe im Zusammenhang mit der Monatsschrift „Theologisches“.)

Piontek erlebte die Ankündigung, die Einberufung, die Vorbereitung, die Eröffnung und die erste Sitzungsperiode des Zweiten Vatikanischen Konzils¹. In selbstverständlichem Gehorsam fügte er sich der Entscheidung des Papstes Johannes XXIII.² Er rief zum Gebet für den Heiligen Vater, die Konzilsväter, die gelehrten Theologen und die Journalisten auf. Er wusste: Ein geistliches Ereignis wie das Konzil bedarf am dringendsten der Führung durch den Heiligen Geist. Piontek machte sich aber eigene Gedanken über die Versammlung. Wie viele andere sah er keine Notwendigkeit, ein Konzil einzuberufen. Die Raschheit und die Unbedenklichkeit,

mit der dies geschah, irritierten ihn. Er stellte die jahrelangen Überlegungen, die der Einberufung des Ersten Vatikanischen Konzils vorangingen, der Plötzlichkeit gegenüber, mit der Johannes XXIII. zu seinem Entschluss kam³. Darin lag, unausgesprochen, Verwunderung und Befremden. Erstaunlich mutet daher die positive Bewertung des Papstes Johannes XXIII. an, die er jedenfalls in der Öffentlichkeit verlauten ließ⁴. Vermutlich waren ihm eingehende Informationen über diesen Nachfolger Petri und über die Vorgänge auf dem Konzil (mit dem wiederholten Eingreifen des Papstes zugunsten der progressistischen Partei) nicht zugänglich. Piontek war alles andere als euphorisch über die Aussichten der römischen Versammlung. Er rechnete damit, dass es auf dem Kon-

¹ Piontek, Hirtenworte II, 46–51, 263–265.

² Georg May, Ego N.N. Catholicae Ecclesiae Episcopus. Entstehung, Entwicklung und Bedeutung einer Unterschriftenformel im Hinblick auf den Universal-Episkopat des Papstes (= Kanonistische Studien und Texte Bd. 43), Berlin 1995, 516–520.

³ Piontek, Hirtenworte II, 263.

⁴ Piontek, Hirtenworte II, 46–48, 122 f.

zil Streit, „heftigen Streit“ geben werde⁵. Diese Voraussicht sollte sich in ungeahnter Weise bestätigen. Im Jahre 1960 schrieb er: „Jedes Konzil bedeutet eine Erschütterung der Geister“⁶. Er hoffte allerdings, dass sie gut ausgehen werde: „eine Erschütterung, die der Kirche zum Heile dient“. Dass es anders kam, erlebte er nicht mehr. Ich selbst hoffte damals auf einen günstigen Ausgang der Versammlung. Piontek war skeptisch. Am 8. Juni 1962 schrieb er mir: „Sie sind fest überzeugt, dass das Konzil ein Erfolg werden wird. Gott gebe es!“ Diese Meinung hatte ich vor dem Beginn des Konzils ausgesprochen. Ich hatte sehr bald Anlass, sie grundlegend zu korrigieren.

Piontek wusste um die Erwartungen, welche die Einberufung des Konzils bei vielen innerhalb und außerhalb der Kirche erweckte, und er beobachtete, dass zahlreiche Forderungen und Wünsche vorgebracht wurden, die unerfüllbar waren, weil sie entweder an Unaufgebbares rührten oder weil sie selbst der progressistischen Konzilspartei unrealistisch erschienen. Es musste also zu einer Ernüchterung kommen, die der Seelsorge zu schaffen machen würde. Am 8. Juni 1962 bemerkte er mir gegenüber: „Auf jeden Fall werden die Seelsorger viel zu tun haben, um die Enttäuschten und Unzufriedenen zu beruhigen.“ Einige Monate vor seinem Tode sprach er sich noch einmal deutlich über seine Besorgnisse bezüglich des Konzils aus. Am 7. April 1963 schrieb er mir: „Als unser Heiliger Vater bald nach seiner Wahl das Konzil ankündigte, bin ich erschrocken. Ich konnte keine Notwendigkeit für eine solche außerordentliche und weitgreifende Veranstaltung erkennen.“ Er registrierte „die Gegensätze der Meinungen und Bestrebungen“ und war mit Sorge erfüllt über die bis dahin nicht bekannte „Rede- und Schreibfreiheit“. Dann kam die bemerkenswerte Äußerung: „Es sind auch Hoffnungen geweckt worden, die nicht verwirklicht werden können, und so wird es große Enttäuschungen geben.“ Er sah also voraus, was nachher in ungeahntem Maße eintreten sollte. Das Konzil brachte nicht Klarheit und Frieden, sondern wurde zum Zankapfel.

Piontek war zur Teilnahme am Konzil als Titularbischof und als mit den Rechten eines Residenzialbischofs ausgestatteter Kapitelsvikar berechtigt⁷. Doch er nahm nicht teil. Am 24. August 1961 schrieb er mir: „Die mit meinen 82 Jahren verbundenen Beschwerden und Gebrechen machen mir die Reise und die Teilnahme unmöglich.“ Er konnte also wegen seines hohen Alters nicht beim Konzil anwesend sein. Doch bekam er die Entwürfe und Vorlagen der Konzilstexte zugesandt, und er las sie, las sie mit Bedacht. Er schrieb mir: „Bei der Lesung drängt sich mir die Frage auf, ob und inwieweit diese Texte von den einzelnen Bischöfen nach dem Wortsinn und der Tragweite erfasst werden.“ Er habe einen guten Lateinunterricht genossen und sei stets mit dieser Sprache in Verbindung geblieben; dennoch koste es ihn große Mühe, die Konzilstexte zu verstehen. An diesem Beispiel sieht man neuerlich, wie realistisch er die Situation beurteilte. Piontek hatte Einblick in den Bildungsstand seiner bischöflichen Kollegen im In- und Ausland, und er schätzte ihn richtig ein. Vielen Bischöfen mussten der Sinn der Texte und die zu erwartenden Auswirkungen des Inhalts verschlossen bleiben. Das bedeutete aber, dass sie auf andere angewiesen waren, die beides nur zu gut verstanden oder zu verstehen meinten. Wenn man weiter dachte, musste man zu dem Ergebnis kommen, dass

sich die zahlreichen Bischöfe, welche die Entwürfe des Konzils – entweder nicht lasen oder nicht verstanden, von agilen Gruppen würden ins Schlepptau nehmen lassen, die sehr klare Vorstellungen davon hatten, was das Konzil nach ihrer Meinung beschließen sollte. So ist es ja auch gekommen. Ich bemerkte frühzeitig die Gefahren, die sich in der Kirche erhoben, und sprach meine Besorgnisse wiederholt Piontek gegenüber aus. Er meinte, meine Ansicht sei zu düster. Wie meine Befürchtungen in ungeahnter Weise von den Ereignissen übertroffen wurden, erlebte er nicht mehr.

In einem Einzelfall veranlasste die Besorgnis Piontek zu einer spektakulären Aktion. Vor und auf dem Konzil wurden Stimmen laut, u. a. von dem Kölner Erzbischof Frings, welche die Formpflicht bei der Eheschließung gemischter Brautpaare, d. h. die Verpflichtung, die Ehe vor dem katholischen Priester einzugehen, in Frage stellten⁸. Sobald ich davon hörte, machte ich mich an die Arbeit und schrieb „Die kanonische Formpflicht beim Abschluss von Mischehen“ (Paderborn 1963). Ich widmete die Schrift Ferdinand Piontek. Als dieser von den erwähnten Bestrebungen zum Abbau der kirchlichen Mischehengesetzgebung hörte, war er alarmiert. Er kannte die Problematik der Mischehen aus seiner jahrzehntelangen Erfahrung als Seelsorger und Fachmann der Diaspora, aber auch aus leidvollen Erlebnissen in seiner nächsten Verwandtschaft. Er beschloss, der Entwicklung entgegenzusteuern. Zu diesem Zwecke ließ er achtzig Exemplare meiner Schrift „Die kanonische Formpflicht beim Abschluss von Mischehen“ erwerben und durch seinen Weihbischof Gerhard Schaffran in Rom an die deutschsprachigen Bischöfe verteilen. Auf diese Weise hoffte er die Konzilsväter vor einer Entscheidung mit fatalen Folgen bewahren zu können. Tatsächlich wurde die Formpflicht nicht abgeschafft, jedoch durchlöchert⁹. Dass die ökumenische Euphorie nicht zu dämpfen und infolgedessen die Auslieferung der Mischehen an den Protestantismus nicht aufzuhalten war¹⁰, fällt nicht ihm zur Last.

Es besteht kein Zweifel, dass die Besorgnis Pionteks wegen des Konzils und der von ihm eröffneten Entwicklung der Kirche fortwährend zunahm. Auch Bernhard Huhn deutet an, dass die vom Zweiten Vatikanischen Konzil angestoßenen oder sich (zu Recht oder Unrecht) darauf berufenden Veränderungen zum beträchtlichen Teil seinen Beifall nicht gefunden hätten¹¹. Zu einzelnen Punkten äußerte er sich mir gegenüber. Am 19. Mai 1963 schrieb er: „In der Frage der verheirateten Diakone habe ich die größten Bedenken.“ Es war ihm klar, dass es auf dem Konzil nicht um den Diakon, sondern um den verheirateten Diakon ging¹², d. h., dass hier mit Absicht eine Bresche in das Zölibatsgesetz geschlagen werden sollte. Dafür war er nicht zu haben. Doch die Entwicklung war nicht aufzuhalten. Die Dogmatische Konstitution „Lumen gentium“ führte den verheirateten Diakon im Grundsatz ein (Nr. 29).

Piontek erfuhr nur den Anfang der Umwälzungen, die vom Konzil beschlossen oder angestoßen wurden, und den Beginn der Zersetzung in der katholischen Kirche. Wenn er die litur-

⁵ Ausführlich darüber: Georg May, Das neue Mischehenrecht. Werdegang und Inhalt (= Kreuzring-Bücherei Bd. 44), Trier 1966.

⁶ Vgl. z. B. das Dekret „Orientalium Ecclesiarum“ Nr. 18.

⁷ Georg May, Mischehen heute. Fakten und Gedanken, Mainz 1970.

⁸ Kohle, Wälder, weite Wege 196.

⁹ Hans Barion, Kirche und Kirchenrecht. Gesammelte Aufsätze. Hrsg. von Werner Böckenförde, Paderborn 1984, 528 f.

⁵ Piontek, Hirtenworte II, 264.

⁶ Piontek, Hirtenworte II, 264.

⁷ Vgl. c. 223 § 2 CIC/1917.

gischen Neuerungen¹³, den Aufbau des Rätessystems¹⁴ und den hemmungslosen Ökumenismus¹⁵ erlebt hätte, wäre es zweifellos zu einer ernsten Krise seiner kirchlichen Haltung gekommen. Wenn er gar Zeuge der allmählich chaotisch werdenden Verhältnisse in der Kirche, des Zusammenbruchs der Disziplin, der Verschandelung des Gottesdienstes und des Abfalls von der gesunden Lehre geworden wäre¹⁶, dann wäre er mit Sicherheit aus seiner Reserve herausgetreten und hätte trotz seines Alters auf Maßnahmen gedrungen, die dem Unheil vielleicht noch hätten Einhalt gebieten können.

*Anschrift des Autors: Prof. Dr. Georg May
Fränzenbergstraße 11
55257 Budenheim*

¹³ Z. B.: Georg May, Die alte und die neue Messe. Die Rechtslage hinsichtlich des Ordo Missae, 4. Aufl., St. Augustin 1991.

¹⁴ Z. B.: Georg May, Die andere Hierarchie (= Quaestiones non disputatae Bd. II), 2. Aufl., Siegburg 1998.

¹⁵ Z. B.: Georg May, Der Ökumenismus als Hebel der Protestantisierung der katholischen Kirche, 3. Nachdr., Köln 1991.

¹⁶ Z. B.: Georg May, Die Krise der nachkonziliaren Kirche und wir, Wien 1979.

VITTORIO MESSORI Schuldgefühle

*Der erste Artikel des bekannten italienischen Autors Vittorio Messori in seinem Sammelband „Pensare la Storia“ (Die Geschichte überdenken). Eine katholische Lektüre des menschlichen Abenteuers. Übersetzung aus dem Italienischen Prof. Dr. Gerhard Fittkau
(Turin 1992, S. 23–25)*

Nach drei Tagen einer ermüdenden gemeinsamen Reise ist der 81-jährige Leo Moulin frisch, elegant, aufmerksam und überhaupt herzlich wie immer. Moulin war ein halbes Jahrhundert lang Professor der Geschichte und Soziologie an der Universität von Brüssel, Verfasser von dutzenden streng wissenschaftlicher und faszinierender Bücher. Er gehört zu den angesehensten Intellektuellen Europas. Er ist vielleicht der beste Kenner der mittelalterlichen religiösen Orden. Wenige wie er haben die Weisheit dieser Mönche bewundert wie er. Er hat sich von den Freimaurerlogen losgesagt, wo er aktiv tätig war. „Oft“, sagte er mir, „sich ihnen anzuschließen, ist eine unverzichtbare Bedingung, um an den Universitäten, bei den Zeitungen und in den Verlagshäusern Karriere zu machen. Die gegenseitige Unterstützung unter den ‚Maurer-Brüdern‘ ist kein Mythos, es ist eine immer noch aktuelle Wirklichkeit“. Trotzdem ist er ein Laizist, ein Rationalist von einem Agnostizismus, der an den Atheismus grenzt, geblieben.

Moulin empfiehlt mir, den Gläubigen seine in einem Leben der Wissenschaft und der Erfahrung gereifte Überzeugung immer wieder weiterzugeben: „Hört auf mich, einen alten Ungläubigen, der weiß, wovon er redet: Das Meisterwerk der antichristlichen Propaganda besteht darin, daß es ihnen gelungen ist, bei den Christen, insbesondere bei den Katholiken, ein schlechtes Gewissen zu schaffen: ihnen die Verlegenheit, wenn nicht gar die Schande wegen ihrer Geschichte einzuflößen. Mit wütender Insistenz haben sie es seit der Reformation bis heute geschafft, euch davon zu überzeugen, daß ihr für alle oder fast alle Übel in der Welt verant-

wortlich seid. Sie haben euch in masochistischer Selbstkritik gelähmt, um die Kritik alles dessen zu neutralisieren, was eure Stelle eingenommen hat“. Feministinnen, Homosexuelle, die Vertreter der Dritten Welt und Dritte-Welt-Ideologen, Pazifisten, Vertreter aller Minderheiten, die Kontestatoren und die Unzufriedenen jeden Schlages, Wissenschaftler, Humanisten, Philosophen, Ökologen, Animalisten, laizistische Moralisten: „Von allen habt ihr euch die oft gefälschten Rechnungen vorlegen lassen, fast ganz ohne sie in Frage zu stellen. Es gibt kein Problem, keinen Irrtum, kein Leid in der Geschichte, die man euch nicht zugeschrieben hat. Und ihr, die ihr so oft Ignoranten eurer eigenen Vergangenheit seid, habt ihnen schließlich geglaubt und habt sogar ihren Anklagen heftig Vorschub geleistet. Ich, ein Agnostiker, aber ein Historiker, der objektiv zu sein sucht, sage euch dagegen, ihr müßt im Namen der Wahrheit euch wehren. Oft nämlich sind die Behauptungen nicht wahr. Wenn manchmal etwas Wahres daran ist, dann ist es ebenso wahr, daß in einer Bilanz von 20 Jahrhunderten des Christentums die Lichtseiten bei weitem die Schattenseiten überwiegen. Aber weiter: warum nicht von eurer Seite, denen die Rechnung ausstellen, die sie euch präsentieren? Sind etwa die Ergebnisse dessen, was danach gefolgt ist, besser gewesen? Von welchen Kanzeln hört ihr reumütig gewisse Predigten?“ Er spricht von jenem Mittelalter, mit dem er sich schon immer als Gelehrter beschäftigte: „Jene schändliche Lüge von den ‚dunklen Jahrhunderten‘, weil sie vom Glauben an das Evangelium inspiriert waren! Warum ist denn alles das, was aus jenen Zeiten übrig geblieben ist, von einer so faszinierenden Schönheit und Weisheit? Auch in der Geschichte gilt das Gesetz von Ursache und Wirkung“.

An irgend einem Morgen denke ich an den Historiker von Brüssel im Auto, da ich durch die Umgebung von Mailand fahre. Hier wie in jeder anderen städtischen Peripherie könnte ein moderner Dante das Milieu für einen Kreis seiner Hölle finden: Ohrenbetäubender Lärm, Pestgerüche, Berge von Schrott und Abfällen, giftige Gewässer, Fußgängerwege bedeckt von parkenden Autos, Mistkäfer und Ratten, verrückte Zementböden, Fetzen von vergifteter Wiese. Überall spürt man die Wut und den Hass aller gegen alle: Automobilisten gegen Lastwagenfahrer, Fußgänger gegen die Motorisierten, der Käufer gegen die Verkäufer, der Norditaliener gegen die Südländer, Italiener gegen die Ausländer, der Arbeiter gegen die Grundbesitzer und Unternehmer, Söhne gegen die Eltern. Der würdelose Verfall liegt eher in den Herzen als in der Umwelt. Endlich das Reiseziel: das große Kloster, das alte Ordenshaus. Mit einem Seufzer der Erleichterung vom Auto befreit, gleite ich durch das große Tor. Plötzlich umgibt mich eine andere Welt. Ein jahrhundertalter Hof, von allen Seiten von einem Säulengang umschlossen, der mit der Harmonie seiner Bögen beruhigend wirkt. Schweigen, die Schönheit der Fresken, der Rhythmus der Architektur, die Erfrischung der Schatten. Hinter dem Hof ein weiter Garten, ein letzter Strand, auf den sich die Bäume und was auf der desolaten Erde ringsum überlebt hat, geflüchtet haben. Beim Empfang sodann spürt man, die Ordensleute, die trotz allem Menschen sind, die sich bemühen, einem gut zu sein, die glauben, dass es immer noch möglich sei, zu lieben.

Mit einer Mischung von Ironie und Kummer denke ich an die vielfältige Rache der Geschichte in den letzten beiden Jahrhunderten, die von sehr unterschiedlichen Menschen bevölkert waren, die aber in wütender Entschlossenheit einig darin waren, die Zeichen der Christenheit zu unterdrücken, allen voran die Ordensgemeinschaften. Gedrängt von der

Notwendigkeit, mit ihnen ihre Orte des Friedens und der Schönheit zu zerstören, die man als schmutzige Winkel des Obskurantismus betrachtete, als anachronistische Hindernisse auf dem Wege zum Aufbau der erträumten „Neuen Welt“.

Da haben wir jetzt die Früchte der verheißenen, strahlenden Zukunft jenseits der Mauer, die den Garten schützt. Nie wurde im Namen der Menschlichkeit eine Welt so unmenschlich gemacht. Die Erwartungen sind enttäuscht worden. Die Wirklichkeit und die Hoffnung auf eine lebbarere Welt. Der Wut der „Aufgeklärten“ widerstehen – aber wie lange? – diese Ordensoasen, die durch ein Wunder, durch einen Zufall, durch den zähen Widerstand der Christen, die nach jeder Unterdrückung wiederkehren, überlebt haben.

Deren Enkel und Söhne, ja auch sie, flüchten sich hierher jetzt, um zu beweinen, was verloren worden ist und freuen

sich daran, dass noch irgend etwas vor der zornigen Wut der Zerstörer gerettet worden ist.

Wenn man an der Frucht den Baum erkennt, ist vielleicht aus dieser Tatsache eine Konsequenz zu ziehen, auch für die Gläubigen, der Mahnung des alten agnostischen Historikers von der „Ursache und Wirkung ...“ zu folgen. Unsere Skelette im Schrank der Geschichte haben gewiss auch wir. Und wehe uns, so zu tun, als gebe es da nichts. Die christliche Wirklichkeit vermischt leider das Göttliche mit dem Menschlichen. Nach dem Spruch der Väter ist die Kirche zugleich casta et meretrix. So waren und sind immer ihre Kinder. Aber schauen wir uns auch nicht mehr so voller Scham und so verschüchtert rings um uns um. Es gibt keine Liebe ohne die Wahrheit über uns und über die anderen.

NORBERT DLUGAI

Ist die heilige Kirche Gottes nur noch Vermittlerin ethischer Diesseitswerte?

1. Die Problematik

Wenn jemand heutzutage, ob als öffentlicher Verantwortungsträger oder als einfacher Normalbürger, noch zuweilen über Gott und die Kirche spricht, dann entweder kritisch oder gar ablehnend, oder aber nicht selten – und das selbst die in kirchlichen Diensten Stehenden – in dem Sinne, dass man der Kirche lediglich nur eine Rolle als „diesseitige Werthüterin und Wertevermittlerin“ zugestehen will, – und dabei soll es dann sein Bewenden haben, weil mit dem heutigen Denken im Kontext befindlich.

So schreibt beispielsweise ein Leser einer Münchner Tageszeitung anlässlich des Baues einer Kapelle in einem Münchner Stadtteil, „die Errichtung sei begrüßenswert als Platz des Friedens, der (ökumenischen) Verständigung und des Ausgleichs“. – Nun, es leugnet zwar niemand, dass, wie der Leser meint, Frieden, Verständigung und Ausgleich wichtig sind, ja rein objektiv hohe und sogar heilige Werte darstellen, die auch den christlichen Kirchen ein stetes Anliegen sind und sein sollen.

Jedoch – ist das alles, sieht man die Aufgabe und die Funktion der christlichen Kirchen (und damit letztlich Gottes) allein unter dem Aspekt der Wertebewahrung und -vermittlung im Bereich des Irdischen? Vieles, allzu Vieles spricht dafür in unserer aus allen Bindungen herausgerissenen Zeit – sofern man überhaupt der Meinung ist, dass Gott und die Kirche noch eine Daseinsberechtigung haben und zwar in einer rein auf den Menschen ausgerichteten zeit- und weltoffenen Dimension.

Daher scheint es geboten, da, wo notwendig, das Bild von der Kirche gezielt zu korrigieren, das wahre Antlitz der Kirche von ihrer Göttlichkeit und d. h. Heiligkeit her wieder zum Leuchten zu bringen, soll nicht die Kirche sich selbst im Endeffekt zu einer rein irdisch-weltlichen Heilsinstitution unter vielen anderen degradieren, fernab von jedweder Bestimmung über dieses irdisch-sinnliche erfahrbare Diesseitige hinaus.

In dem Maße wie dies geschieht, verrät die Kirche ihren göttlichen Stifter und damit ihre gottgewollte überzeitliche ewigkeitsgeprägte Heiligkeit.

2. Der wahre heilige Gott, seine wahre heilige Kirche und das geheiligte Volk Gottes im Licht der Ewigkeit

Wir leben in einer Zeit, der vieles, was man als tabu und heilig bezeichnet, von vornherein als suspekt, ja lächerlich dünkt. Hinter solchen Denkweisen verbergen sich zweifellos die Machenschaften des Widersachers Gottes, der eine dekadente Gesellschaft dafür blind und taub gemacht hat, dass Heiligkeit ein Ziel der Schöpfung ist, ja sein muss, – weil der Urgrund und die Ursache alles Geschöpflichen der unaussprechlich heilige, allmächtige Gott selbst ist, der als Gesetzgeber vom Sinai sagen konnte „Ich bin dein alleiniger und einziger Herr“ (Ex. 20,1 f. u. Deut. 5,6 f.).

Weil er aber der letztlich alles menschliche Begreifen übersteigende unfassbare und unaussprechliche Heilige ist, der Inbegriff alles Schönen, Edlen, Guten und damit Heiligen, verlangt er vom Menschen, seinem Geschöpf und Ebenbild (Gen. 1,26), dass auch er der Heiligkeit nachstrebt, indem er die göttlichen Satzungen beachtet und so seine Rechtfertigung findet. Das Alte Testament postuliert diesen göttlichen Anspruch an den Menschen ganz klar und eindeutig, so in Lev. 11,44; 19,2; 20,7 f. u. 26; Deut. 26,19 und in Weish. 6,10, – Texte, die jeden Zweifel ausschließen.

Diesem, den Menschen in die Pflicht nehmenden Gott muss dann die höchste kultische Verehrung dargebracht werden, verbunden mit einem gottwohlgefälligen Opferdienst und einer entsprechenden demütigen Opfergesinnung – und die Stätten, wo sich dies vollzieht, können daher nur solche sein, die allem Irdischen enthobene, geheiligte, gottgeweihte Räume und Orte sind:

Denn hinter alledem und über alledem steht, einem nicht erlöschenden Leuchtfeuer gleich, der Wille Gottes, ihm, dem Allerhöchsten und unaussprechlich Heiligen, Häuser und Stätten der Verehrung, des Lobpreises und Opfern zu errichten, heilige Räume, denen sich der Mensch nur in Demut und Ehrfurcht nähern bzw. sie betreten darf.

Das beginnt etwa mit dem alttestamentlichen Zeugnis in Ex.3,5, wo Gott aus dem brennenden Dornbusch heraus dem Moses befiehlt, seine Schuhe auszuziehen, weil der Ort, auf

dem er steht, heiliger Boden sei. Es findet seine Fortsetzung in den unzähligen alttestamentlichen Vorschriften über den heiligen Leviten- bzw. Tempeldienst (Zeugnisse, die nicht zuletzt wegen ihrer Vielzahl nicht eigens aufgezählt werden sollen, weil die Leser dieser Abhandlung wohl alle im Besitz einer Bibel sind, die das Nachlesen der entsprechenden Textstellen ermöglicht) bis hin zu den Schriften des Neuen Bundes in Jesus Christus, dem Stifter der einen, wahren, heiligen, katholischen und apostolischen Kirche Gottes, samt ihren Diensten durch die hierzu Berufenen (vgl. Matt. 10,1 f.; 16,18.19; 28,16–20; Mk. 6,7 f. 16,15–18; Luk. 9,1 f.; Jo. 21,15–17).

In diesem Zusammenhang gilt und galt für die Kirche Christi, doch nicht weniger als für die kultischen Orte des AT, das Pauluswort in Eph. 5,25–27, wo die Rede ist von „einer Kirche strahlend rein, ohne Falten, ohne Runzeln, heilig und makellos“.

Freilich präsentiert sich in einem derart erhabenen göttlichen Glanz jetzt die Kirche der den Alten Bund ablösenden Neuen Heilsordnung, und das zufolge des Mysteriums der Realpräsenz Christi in dieser Kirche, durch welche sie ihre höchste und heiligste Weihe erfährt.

„Denn in Christus haben wir die Erlösung durch sein Blut, die Vergebung der Sünden ... Denn es hat Gott gefallen, die ganze Fülle in Christus wohnen zu lassen und durch ihn alles mit sich zu versöhnen was auf Erden und was im Himmel ist, indem er durch sein Blut am Kreuze Frieden stiftete“ (Kol. 1,13–20). Solcher Frieden ist somit erkaufte durch die Sühne, welche der beleidigten Majestät Gottes durch das Opfer Christi geleistet wurde.

Dieses Opfer aber löste die sich stets wiederholenden alttestamentlichen Opferhandlungen ein für allemal ab.

Denn Christi Tod war einmalig und schenkte der Menschheit für immer die Sündenvergebung und Heiligung – soweit sich der Mensch hierfür innerlich durch das eigene Ja des Glaubens öffnet. Doch bleibt die Tatsache bestehen, dass es im Neuen Bund keines Opfers mehr bedarf, das vom Opfer Christi verschieden wäre (Hebr. 10,11–18).

Das eigentliche und unübertroffene Heilsbedeutsame des Kreuzesopfers Christi liegt nun darin, dass im Gegensatz zum Alten Bund der Weg für den gläubigen reuigen Sünder ins himmlische Allerheiligste jetzt offen ist. Das verdanken wir dem vom Kreuz geflossenen Blut Jesu, unseres Heilands und Erlösers (vgl. Hebr. 10,19–21). – Ist das dem Christen von heute noch gegenwärtig, oder bereits ins Nebulöse entschwunden? –

Mit diesem Ausblick jedoch auf das „himmlische Allerheiligste“ finden wir den Übergang zum Eigentlichsten unserer Thematik.

3. Nach allem – die wahre Vermittlerfunktion der heiligen Kirche Gottes

Es scheint, dass unsere immer atheistischer werdende Zeit weiter denn je davon entfernt ist, wahrzunehmen, dass die Kirche, sofern man sie noch, wie schon erwähnt, in irgendeiner Weise akzeptiert, zwar in der Welt und für die Welt, d. h. für das wahre Heil der Welt, wirkt, aber eben deshalb nicht von dieser Welt ist und daher nicht, wie allzu viele meinen, ihre wahre Aufgabe darin bestehen kann, lediglich die diesseitigen ethischen Werteordnungen in Erinnerung zu bringen bzw. diesen zu einem neuen Durchbruch zu verhelfen. Einen fataleren Irrtum könnte es nicht geben, und doch ist er mehr als weit verbreitet!

Das soll nicht bedeuten, dass irdische Werteordnungen kirchlicherseits nicht förderungswürdig wären, – allerdings nicht als Hauptsacheanliegen, sondern im Rahmen eines Hochzieles, das jenseits des rein menschlich Erfahrbaren und Erfassbaren liegt, also heilig-göttlichen Charakters ist und davon wesenhaft grundlegend geprägt ist.

Von daher gesehen, erhellt sich die wahre Vermittlerfunktion der Kirche Christi, einer Kirche, die nach den Worten des Apostels Paulus in Eph. 5,25–27 heilig und makellos sein muss, und so als „die Säule und Grundfeste der einzigen göttlichen Wahrheit“ (s. 1 Tim. 3,15) den Menschen ins „himmlische Allerheiligste“ zu geleiten und zu begleiten hat.

Diesem Menschen aber ist, wie wir bereits sagten, die Gottebenbildlichkeit zu eigen, und so kann sich der Mensch im Endeffekt wegen seiner Hinordnung auf Gott nicht der indispensable Forderung Gottes verschließen, heilig zu werden, wie es Gott selbst ist, indem der Mensch den göttlichen Satzungen in jeder Beziehung Genüge leistet und so seine Rechtfertigung bewirkt, was die og. alttestamentlichen Schrifttexte eindeutig zum Ausdruck bringen. Dadurch ist dann aber der Weg vorgezeichnet, auf dem „die heilige und makellose Kirche“ den Menschen durch Vermittlung all dessen führen muss, was Heiligsein bedeutet, und was einmal die Krönung und Vollendung im „himmlischen Allerheiligsten“ finden wird.

Insoweit spannt sich nun der Bogen von den altehrwürdigen Kultstätten des Alten Testaments bis hin zur christlichen Kirche des Neuen Bundes, der Kirche des Erlösers Jesus Christus, als das auf Fels errichtete jetzt bis zum Ende der Zeiten existierende Haus Gottes unter den Menschen. Der Herr dieses Hauses ist allein Christus, der von sich sagen durfte, dass nur er „der Weg, die Wahrheit und das Leben sei“ (Jo. 14,6) – für alle Menschen und Völker.

Auf diesen messianischen Grundwahrheiten ist das Haus Christi errichtet (vgl. Matt. 16,18.19; Jo. 21,15–17), in welchem einzig und allein vermittelbar ist, was unserem zeitlichen und ewigen Heil dient, und welcher Weg dahin führt. – Es ist das, wenn wir es so nennen wollen, eine „Ethik“, deren Früchte im Letzten erst ihre endgültige Reife erhalten, wenn der Mensch, der die Satzungen Gottes beachtet, dort angelangt ist, wo die Ewigkeit des vollendeten Gottesreiches zur beglückenden Realität wird. Eine Ethik also, die „himmelhoch“ erhoben und erhaben ist über das, was der Mensch von heute möglicherweise noch als „Ethik“ der Diesseitigkeit durch die Kirche zu akzeptieren gedenkt.

Es bezeugt das alles, u. d. h. die den wahren Lebensinn verdeutlichende Zielausrichtung – die neutestamentliche Wortgottesoffenbarung, und das will besagen, die für die Menschheit entscheidende, ja überlebenswichtige Tatsache, dass die wahre Kirche als Instrument des Heils durch Jesus Christus gestiftet und gegründet wurde – nicht irgendeine, sondern seine Kirche, die Kirche Christi als Haus Gottes unter den Menschen – und zwar als die wahre katholische und apostolische, allein seligmachende Kirche mit ihrem allumfassenden Lehr-, Priester- und Hirtenamt.

Sie entstand demzufolge aus der Fülle messianischer Gewalt und Vollmacht des „Sohnes des Allerhöchsten“. Daher ist die katholische Kirche sichtbares Zeichen der zu unserem Heil vollbrachten Erlösungstat Jesu am Kreuz, getränkt vom heiligen Blut Jesu. Und so ist dann die Kirche von ihrer geistigen Grundsubstanz her das Ursakrament, zu verstehen als der auf geheimnisvolle Weise fortlebende Christus selbst, in den katholischen Kirchen gegenwärtig im Mysterium der „Realpräsenz“.

Am Ende der Zeiten aber wird Christus seinen eigenen Worten gemäß für alle sichtbar erscheinen und wiederkommen, um die Welt zum Vater heimzuholen, die Gottesherrschaft zu vollenden, und so das Erlösungswerk zum endgültigen, aller Kreatur offenbar werdenden Sieg und Triumph hinzuführen. Dann wird sich alles Geschöpfliche in Gott verklären, und es bricht das an, was wir den „Himmel, das himmlische Allerheiligste“ nennen, wo das Geschöpf Mensch in seiner göttlichen Ebenbildlichkeit die uneingeschränkte Liebe Gottes erfährt, wenn es sich Christus und seiner Kirche durch das zentrale, allumfassende Ja des Glaubens innerlich geöffnet hat, einer Kirche mit den von Christus eingesetzten sakramentalen Heil- und Gnadenmitteln für das zeitliche, und mehr noch für das ewige Heil.

In dem Maße, wie die Kirche dies in ihre Lehr- und Vermittlerfunktion als heilige, ihr von Gott auferlegte Verpflichtung einbezieht, ganz ehrlich und ernsthaft einbezieht und einbeziehen will, ist sie in der Tat und wahrhaftig mit dem leuchtenden Gewand der ‚Braut Christi‘ bekleidet. Denn das Neue Testament bringt ja diesen Vergleich als sinnfälliges Symbol des immerwährenden liebenden Zueinander von Christus und seiner Kirche (vgl. Eph. 5,25; Offb. 19,7; 21,2,9; 22,17; und analog auch Hosea 2,21.22).

Hat zu alledem unsere heutige moderne Christenheit noch eine innere Beziehung? Man darf wohl mehr als skeptisch sein.

4. Die gegenwärtige nachkonziliare Situation

Es besteht der begründete Verdacht, selbst bei Christen in ein schiefes Licht zu geraten, wenn man heutzutage noch die Meinung vertritt, die Kirche müsse, – bringt man das Vorherige auf einen Nenner – lehren, was früher in den Katechismen ganz am Anfang über den Sinn des menschlichen Daseins gesagt worden ist. Nämlich dass wir auf Erden seien, um an den heiligen Gott zu glauben, ihn zu lieben, zu ehren, ihm zu dienen, um dann einmal der ewigen Seligkeit im Himmel teilhaftig zu werden. Doch dies zu vermitteln – war und ist das nicht zu allen Zeiten die wirkliche und letztendliche, ureigentliche Funktion der Kirche, der christlichen Kirche Gottes?

Gelänge es der Kirche, den Menschen von heute in den vorerwähnten, primär auf Gott und die Ewigkeit ausgerichteten Denkkategorien wieder zu verfestigen, besteht kein Hinderungsgrund, die edlen, zu beachtenden und sich anzeigenden menschlichen Diesseitswerte und -ordnungen auch seitens der Kirche wieder ins rechte Licht zu rücken und sie einer dem Werteschwund preisgegebenen Zeit plausibel zu machen, weil sie, so gesehen, zum Ebenbild-Gottes-Sein des Menschen dazugehören, dieses transparenter machen, ihm ein leuchtenderes menschliches Gepräge geben.

Es blieb unserer Zeit, besonders der Nachkonzilsära, vorbehalten, diesbezüglich Verkehrungen zu tolerieren und zu akzeptieren, ihnen gleichgültig gegenüberzustehen, unter Verkennung oder gar Missachtung dessen, worauf es im Christenleben wirklich ankommt. Denn der Mensch von heute hat weitestgehend seinen Blick vom Himmel abgewendet, um ihn konsequent auf die Erde zu richten. Er stellt sich mehr oder weniger bewusst oder unbewusst selbst ins Zentrum aller Lebensbezüge, und nicht mehr den heiligen und gerechten Gott, seinen Schöpfer, ebenso nicht mehr Christus, seinen

Heiland und Erlöser – Anthropozentrismus anstatt Theozentrismus.

Die Kirche jedoch läuft mehr und mehr Gefahr, diesem Megatrend in ihrer Lehre, Verkündigung und Vermittlerfunktion einen mehr als zweifelhaften, ja gefährlichen Tribut zu zollen. Dies vermag sich eben dann darin zu manifestieren, dass beim Christenvolk der Eindruck vorherrschend wird, die Kirche von heute sei lediglich noch Garant und Vermittlerin von das Diesseits möglichst angenehm und menschlich gestaltenden sittlichen und ethischen Ordnungen und Wertbegriffen, während das himmlische Allerheiligste und sein ernster göttlicher Anspruch an uns schließlich gänzlich verdrängt oder in ein dem Belieben des Einzelnen anheimgestelltes Abseits verbannt wird.

Welches sind die Ursachen hierfür? – Im Zuge des als Ausfluss einer modernistischen Theologie heute geradezu zur gängigen Methode gewordenen Verschweigens oder Umdeutens von neutestamentlichen Lehrinhalten, die angeblich dem modernen Empfinden nicht mehr gerecht werden, übergeht man – das Wesentlichste verkennend, sehr geflissentlich die Mahnung des Apostels Paulus in Hebr. 13, 14, nicht zu vergessen, „dass wir hier keine bleibende Heimat haben, sondern uns nach der zukünftigen (in der Herrlichkeit Gottes – Anm. d. V.) ausrichten müssen“. Demzufolge gilt es, „nach dem zu trachten, was droben ist, nicht nach dem, was irdisch ist“ (Kol. 3,1.2). Dieses Trachten und Suchen jedoch erfordert fortgesetzte Anstrengung „um den Siegespreis zu gewinnen“, worüber uns z. B. 1 Kor. 9,24 und eine Vielzahl anderer neutestamentlicher Schriftzeugnisse mit aller Klarheit und Eindeutigkeit belehren.

Wenn nun im Gegensatz hierzu dies die Kirche nicht mehr als primäre Verpflichtung in ihre seelsorgerlichen Bemühungen und in ihre Lehr- und Vermittlerfunktion einbezieht, verfehlt sie ihre ihr von Jesus Christus, dem Kirchenstifter zugewiesene Heilsaufgabe, von der sich zu dispensieren niemals möglich ist, ohne dass die der Kirche anvertrauten Seelen unermesslichen Schaden für Zeit und Ewigkeit erleiden.

Deshalb muss die Kirche, soweit notwendig, endlich wieder begreifen, dass sie um Welt- und Menschengunst willen „kein anderes, diesseitsorientiertes Evangelium verkünden darf, als ihr aufgetragen worden ist“ (vgl. 1 Kor. 9,16; Gal. 1,8.9 und vor allem 2 Tim. 4,1–4). – Es sind das vom Heiligen Geist inspirierte Inhalte von unüberhörbarer heilsgeschichtlicher Dynamik und Tragik.

Und dennoch ist es Frohbotschaft für alle guten Willens im Volke Gottes, und, speziell auf unsere Überlegungen bezogen, für alle im Dienst in und an der Kirche Stehenden. Denn, worum geht es denn letztlich: Es geht darum, dass nach 1 Tim. 2,4.5 „es der Wille Gottes ist, dass alle Menschen (durch die Kirche für die Ewigkeit – (Anm. d. V.) gerettet werden“ – als Sinn und Ziel unseres Daseins!

Unter diesen das menschliche Leben umspannenden Aspekten sollten alle, die es betrifft, Einkehr halten mit dem Ziel, sich von der geradezu satanischen Indoktrination loszulösen, die heutige Kirche sei nur noch in Bezug auf die Bewahrung und Vermittlung ethischer Diesseitswerte in die Pflicht genommen. Ein Trugschluss, der im Angesicht Gottes für den Christen tödlich sein könnte!

Anschrift des Autors: Ass. iur. Norbert Dlugai

Guardinistraße 73, 81375 München

Am 9. Januar 2002 wurde vielerorts des 100. Geburtstag des Gründers der Personalprälatur „Opus Dei“, des seliggesprochenen spanischen Priesters *Josemaria Escrivá*, gedacht. Noch für dieses Jahr ist seine bevorstehende Heiligsprechung angekündigt, so dass es sicher angebracht wäre, diesem somit kirchlich voll anerkanntem Charisma erneute und vorurteilsfreie Aufmerksamkeit zu widmen. Die Gelegenheit dazu bietet die zum Jubiläumsanlass herausgegebene „Festschrift“:

César Ortiz (Hrsg.): **Josemaria Escrivá. Profile einer Gründergestalt**, Köln, Adamas Verlag 2002, 453 S., 20,- EUR.

Neben dem Prälaten des Opus Dei, Bischof *Javier Echevarria*, hat der Herausgeber eine Reihe hoher kirchlicher Persönlichkeiten des deutschen Sprachraums (die Kardinäle *Meisner*, *Degenhardt* und *Scheffczyk*, Erzbischof em. *Karl Braun* von Bamberg, der sich mit dem Ökumenismus bei *Escrivá* befasst, die Bischöfe *Reinhard Lettmann* von Münster, *Klaus Küng* von Feldkirch und *Kurt Koch* von Basel) und bekannter Publizisten versammelt, um unter den Oberbegriffen „Person und Botschaft“, „Berufen zur Heiligkeit“, „Die Welt als Abenteuer und Aufgabe“ und „Zeugnisse“ die Dimensionen des Wirkens von *Escrivá* auszuloten. Besonders informativ und grundlegend ist der Beitrag des 1997 verstorbenen Misereor-Referenten *Stephan Puhl* „Zur Spiritualität der Arbeit“ (S. 123–138), den *Die Neue Ordnung* (Bonn/Walberberg) 1998 bereits veröffentlichte. Dabei wird die Modernität der oft mit „konservativem“ Image versehenen Prälatur deutlich. Wie *Puhl* u. a. nachweist, hat die dritte Ausgabe des LTHK (1993ff.) nicht nur in der Charakterisierung des Seligen, sondern auch in der Behandlung des Stichworts „Arbeit“ einige Defizite aufzuweisen (S. 130). *Wolfgang Ockenfels OP* geht auf „Glaube, Moral und Politik bei Josemaria Escrivá“ (S. 253–268) ein und schildert mit vielen Zitaten dessen völlig unklerikalistisches Politikverständnis, bei dem es weder eine „Befreiungstheologie“ noch eine politische Theologie geben kann, aber auch keinerlei Totalitarismus Rechtfertigung findet. Das Wirken von Frauen und Männern aus dem Opus Dei hat Spanien nicht wie vielfach befürchtet „zu einem Vorort von Fatima gemacht, sondern nach Brüssel in die EU geführt“ (so der amerikanische Soziologe *Peter L. Berger*). Von den informativen und hilfreichen Beiträgen (u. a. von *Martin Rhonheimer* aus Fribourg, *Kurt Malangré*, dem ehemaligen Oberbürgermeister von Aachen, oder von *Nikolaus Lobkowicz*, der die Katholische Universität Eichstätt mitbegründet hat) können nicht alle hier inhaltlich erwähnt werden. Hinzuweisen ist aber auf die sehr persönlichen Zeugnisse von *Alfonso Par* (S. 367–381), der vor nunmehr fünfzig Jahren als einer der ersten Opus-Dei-Priester nach Deutschland kam, und *Peter Berglar*, dem ersten deutschen *Escrivá*-Biographen (S. 433–447). Wer nach dieser Lektüre immer noch mit Vorurteilen und Ressentiments zu kämpfen hat, lese schließlich die Aufsätze von *Fernando Inciarte* (S. 81–89; 419–432) oder von *Johannes B. Torello*: „Aus Liebe verrückt“ (S. 39–55). Sehr grundsätzlich, vor allem im Blick auf die eschatologischen Bezüge, ist der Artikel von *Margit Harbort* über die Marienfrömmigkeit des Gründers des Opus Dei.

Das Ganze ergibt ein ungeheuer vielfältiges und buntes Mosaik von Wahrnehmungen und Deutungen des Seligen, das viele Leser sicher erstaunen wird. Trotz der klaren Sympathie der Autoren will der Band kein „Füllhorn an Lob und Huldigung“ (Klappentext) über den Geehrten ausgießen, sondern Spurensicherung für einen oft umstrittenen und nicht selten auch angefeindeten Mann der Kirche sein, dessen Hauptthema die

„allgemeine Berufung zur Heiligkeit in der Kirche“ (Vat. II., *Lumen gentium*, Kap. 5) darstellt und dessen Lebensmotto war „sich verbergen und verschwinden, damit allein Jesus ins Licht trete“.

Stefan Hartmann (Pfr.)

David Berger: Thomas von Aquin begegnen. Augsburg, Sankt Ulrich Verlag 2002, 176 S. 11.90 EUR. ISBN 3-929246-77-5

Nach wie vor besteht für den treuen Katholiken kein Zweifel, dass der hl. Thomas von Aquin der Lehrer der Kirche ist, dessen Philosophie und Theologie sicherer Kompass in den Geisteswirren unserer Zeit ist und bleibt. Deshalb ist es sehr zu begrüßen, dass David Berger, der den Lesern dieser Zeitschrift kein Unbekannter ist und aufgrund seiner Verdienste um Erforschung und Darstellung des Thomismus vor kurzem zum Mitglied der Päpstlichen Akademie des hl. Thomas von Aquin berufen wurde, jetzt ein ungemein ansprechendes und ansprechend ausgestattetes Büchlein über Thomas veröffentlicht hat, in dem wir präzise und in Anbetracht der begrenzten Seitenzahl erstaunlich umfassend über dessen Leben und Werk unterrichtet werden.

Natürlich geht es dem Verfasser nicht darum, die fachwissenschaftliche Thomas-Forschung weiterzuführen. Vielmehr möchte er, fußend auf ihren Erkenntnissen, eine allgemeinverständliche Begegnung mit dem hl. Thomas ermöglichen und damit zugleich ein vertieftes Verständnis des katholischen Glaubens vermitteln. Das gelingt ihm durchaus, weil er nicht nur geschichtlich vorgeht, um das Denken des hl. Thomas museal zu konservieren. Vielmehr lässt seine Darstellung wie von selbst die Brennpunkte der Philosophie und Theologie des engelgleichen Lehrers hervortreten, mit denen sie zur theozentrischen Alternative der anthropozentrischen Wende und Weltbesessenheit großer Teile der heutigen Theologie wird: Gott als Mittelpunkt und Sinnziel aller Dinge und der Hervorgang der Geschöpfe aus ihm und ihre Rückkehr. So bestätigt auch diese Schrift wieder das Ergebnis, zu dem der Würzburger Philosoph Hans Meyer in seinem monumentalen Werk über „Thomas von Aquin. Sein System und seine geistesgeschichtliche Stellung“ gekommen ist, dass das Denken des Aquinaten diese zwei Achsen oder Angelpunkte hat, auf denen es beruht: Gott und die auf seiner Weisheit beruhende natürliche und übernatürliche Ordnung der Dinge.

Es wäre jedoch ein Missverständnis zu meinen, das Buch biete nur einen großen Durchblick. In komprimierter Form erfährt der Leser vor allem im ersten Teil, der der Biographie und Werkbiographie gewidmet ist, auch alle wichtigen Daten über die Quellenlage, die Lehre von Thomas, seine Pariser Lehraufenthalte, die Schwierigkeiten, mit denen er zu kämpfen hatte usw. Besonders glücklich sind die buchstäblich als Randnotizen angebrachten Verweise auf die weiterführende Literatur, die einerseits so gedruckt sind, dass sie den Duktus des Textes nicht stören und andererseits als Blickfang die rasche Orientierung über Quellenlage und Kontroversen, die sich an die jeweiligen Lehrpunkte anschließen, ermöglichen.

So ist das mit größtem Einfühlungsvermögen und profundem Kenntnis geschriebene Buch ein kostbares Vademecum auf dem Weg zu einer der zentralsten Gestalten katholischen Glaubenslebens und katholischer Weltanschauung.

Walter Hoeres

NOCTURNALE ROMANUM *Antiphonale sacrosanctae Romanae Ecclesiae pro nocturnis horis*
ISBN 3-936476-01-2, Hartker Verlag, 69121 Heidelberg,
Beethovenstraße 1, Preis: 99 EUR, Leinen, 7 Lesebändchen,
goldgeprägter Titel, insg. 1360 Seiten.
Grußwort von Kardinal Mayer OSB.

Imprimatur: Erzdiozese Köln (Weihbischof Klaus Dick).
Internetforum: <http://www.nocturnale.de>, dort werden auch
nachträglich Erweiterungen zum Herunterziehen kostenlos
angeboten (z. B. verschiedene Diözesananhänge), Rezensionen,
Besprechungen etc.
Voll anwendbar auf die Rubriken von 1954 und 1962
(Anhang).

Mit fast 100 Jahren Verspätung erschien nun das letzte noch
fehlende Choralbuch zum römischen Ritus, ein Antiphonale
zum Nachtoffizium. Dieses liturgische Buch ist nach einer über
fünfjährigen Erarbeitungszeit von mehreren kirchlichen Stellen
geprüft worden und erhielt sowohl ein Imprimatur wie ein
Grußwort eines römischen Kurienkardinals.

Zum Inhalt und Aufbau: sämtliche Gesänge zum vorkonzili-
arien Nachtoffizium des gesamten Kirchenjahres in der offi-
ziellen Quadratnotation, also Invitatorien, Hymnen, Antiphonen
und die Responsoria prolixa. Das Notenbild ist scharf und
besser als das der Choralangaben aus Solesmes. Auch ist der
Aufbau anwenderfreundlich gestaltet; sämtliche Hymnenstrophen
sind ausnotiert und insgesamt sieben Lesebändchen
erleichtern das Nachschlagen und Vormerken.

Aber nicht nur der liturgische Anwender wird dieses Choral-
buch gerne zur Hand nehmen, es ist auch für Liturgie- und
Musikwissenschaftler ein unverzichtbares Werk. Alle Gesänge
haben Quellennachweise. Sowohl Text- als auch Musikquelle
werden, ohne dabei die Würde eines liturgischen Buches zu
schmälern, zu Beginn der Musikstücke angegeben.

Wenn man bedenkt, dass es bisher noch keine Volledition all
dieser Gesänge gegeben hat, darf man sicher sein, dass das
Nocturnale Romanum ein Grundlagenwerk ist, das so schnell
keinen Ersatz erfahren wird.

Weitere Informationen zu diesem Buch kann man im Inter-
net unter der URL <http://www.nocturnale.de> finden.

Klaus Smerling, (Rez.)

Verlagsankündigung:

Konrad Löw, Die Schuld

**Christen und Juden im Urteil der Nationalsozialisten und
der Gegenwart.** 1. Auflage 2002, 368 Seiten, € 24,-, ISBN
3-935197-21-7

Warum ist dieses Buch so wichtig? Weil der Zeitgeist sich
wiederholt. Nie wieder! – lautet zwar die ebenso richtige
wie wichtige Parole angesichts der nationalsozialistischen
Verbrechen. Und doch drängt sich die Frage auf: Hat die
Gegenwart aus dieser Vergangenheit gründlich gelernt? Auf
dem Wege zur Durchsetzung der Rassenideologie waren die
Katholische Kirche, die Bekennende Kirche sowie kirchen-
treue Christen in den Augen der Nationalsozialisten die ein-
zigen nennenswerten Gegner. Gleichwohl werden sie
beschuldigt, den Holocaust ausgelöst, zumindest geduldet
zu haben. Der antichristliche Kampf von damals wird also
heute – wenn auch mit anderen Schlagworten – fortgesetzt.
Rolf Hochhuths „Der Stellvertreter“ und der Film „Amen“
sind dafür die bekanntesten Belege. Konrad Löw, Jurist und
Politologe an der Universität Bayreuth sowie Zeitzeuge
jener Epoche, hat Dokumente und Argumente zusammen-
getragen, die den Leser befähigen, die früheren Generationen
angestaltete Schuld sachkundig und moralisch einwand-

frei zu prüfen. Dutzende von amtlichen Erklärungen bewei-
sen, dass die Kirchen nicht geschwiegen haben, wie auch
die Hilfsbereitschaft ohnehin diskriminierter Christen zu-
gunsten der existentiell gefährdeten Juden nicht nur aus
zahlreichen Zeugenaussagen, sondern auch aus unzähligen
Schriftstücken belegt werden kann. Nicht ein effekthaschen-
des Drehbuch führt Regie, sondern exakt belegte
Geschichte. Es geht um die Frage: Was war wirklich? Doch
letztlich geht es nicht um Geschichte, sondern um Gegen-
wart und Zukunft. Falls die Christenheit damals schwer ver-
sagt hätte, wäre sie dann heute noch legitimiert, gegen die
Verletzung der Menschenrechte ins Feld zu ziehen, wäre sie
dann immer noch eine glaubwürdige moralische und religiöse
Instanz? Deshalb ist dieses Buch mehr als eine historische
Replik, es ist unverzichtbar. Inhalt: Einführung – Vor
dem Forum des Weltgewissens, Teil 1: Deutschlands Christen
und Juden, in der 1. Hälfte des 20. Jahrhunderts, Kaiserreich –
Erste deutsche Republik – Leben und Sterben unter dem Haken-
kreuz – Die Nachkriegsära. Teil 2: Christen und Juden im Gefüge
der NS-Weltanschauung und -Politik, Beurteilung der Christen
im Verhältnis zu den Juden durch die NS-Elite, durch die Partei
und durch den Staat, Teil 3: Dem Mord geht der Rufmord voraus,
Das Bild und die Wirklichkeit – Kriterien des Urteilens – Warum
die Fehlurteile? – Nur das Ganze ist das Wahre – Ein höchstpersönliches
Schlusswort. (Besprechung in Theologisches folgt)

LESER BRIEF

Leserbrief zu Nr. 2/2001, Sp. 84

Die Glosse „Krakeeler“ in Nr. 2/2002, Sp. 84, wird weder
Prof. Hubert Gindert noch dem „Forum Deutscher Katholiken“
noch dem Kongress „Freude am Glauben“ gerecht, wenn sie ihnen,
sich einhakend am Wort „Nörgelei“, vorwirft, sie würden mit
Euphemismen die Glaubenskrise verharmlosen und mit dem
Kongress „affirmativ gestimmten Gläubigen“ Gelegenheit geben,
ihrer Freude am Glauben Ausdruck zu geben.

Das „Forum Deutscher Katholiken“ will erklärtermaßen
der Neuevangelisierung dienen, dies auch mit dem Kongress.
Schon dass eine Neuevangelisierung für notwendig gehalten
wird, setzt doch die Erkenntnis voraus, dass es hierzulande
weithin am Glauben fehlt. Die Antwort auf diese Herausforderung
soll aber nicht nur Beschreiben und Kritisieren der schlimmen
Zustände sein und schon gar nicht ein Bejammern, sondern eben
Neuevangelisierung, ein neues Verkündigen der Frohen Botschaft.

Die öffentlichen Äußerungen von Prof. Gindert zeigen zur
Genüge, dass ihm nichts ferner liegt als eine euphemistische
Beschönigung der Situation. Man lese etwa seine „Anmerkungen
zur Antwort von Kardinal Lehmann auf den Brief des Heiligen
Vaters vom 22. Februar 2001“ in der Monatsschrift „Der Fels“
(1/2002, S. 10 ff.). Dem Vorsitzenden der Deutschen
Bischofskonferenz, der in seiner Antwort an den Papst nun
wirklich die Situation beschönigt und einem situationsgerechten
Tätigwerden, zu dem der Papst ermutigt, auszuweichen versucht,
ihm hält Gindert dort auf vier Seiten mit Beschreiben der
Situation in vielen Beispielen einen Spiegel vor, und er erinnert
mit dem Papst die Bischöfe daran, „ihre persönliche Verant-
wortung für die katholische Lehre kraftvoll wahrzunehmen,
auch und gerade in schwierigen Fragen ...“.

Heinz Froitzheim, 84503 Altötting

Die Vernunft des biblischen Schöpfungsglaubens und Menschenbildes

Gliederung

Einleitung: Die Aufgabe des Schöpfungsgdogmas bei heutigen Theologen

I. Die Auskünfte der biblischen Schöpfungsberichte

1. Die biblischen Aussagen in ihrem historischen Kontext und als zeitlos gültige Offenbarung
2. Parallelen zwischen modernen wissenschaftlichen Spekulationen und den Berichten der Genesis

II. Diskussion prinzipieller Einwände gegen die biblischen Auskünfte: Evolutionismus und Positivismus

1. Der Evolutionismus bzw. Neodarwinismus
 - 1.1 Das Problem der komplexen Ordnung und Zweckmäßigkeit der Organismen
 - 1.2 Die Verlagerung des Problems ins Kleine durch die moderne Molekularbiologie
 - 1.3 Die Absurdität der Zufallshypothese
 - 1.4 Das Problem der „Höherentwicklung“ der Organismen
 - 1.5 Die Hypothese des „anthropischen Prinzips“
2. Der naturwissenschaftliche Positivismus
 - 2.1 Die Reduktion der Wirklichkeit auf das Messbare
 - 2.2 Die Eliminierung des „Qualitativen“ bzw. „Sinnhaften“ als Ursache eines verbreiteten Nihilismus

III. Die Konsequenzen des Evolutionismus und Positivismus

1. Der Verlust des menschlichen Selbstverständnisses als Person und der Grundlagen für Sittlichkeit und Erkenntnis
2. Die Verfügbarkeit des Menschen für Forschung und Politik: Neukonstruktion bzw. Abschaffung des Menschen

IV. Zusammenfassung: Zum Schöpfungsglauben gibt es keine vernünftige Alternative

V. Die psychologischen Gründe für den Schwund des Schöpfungsglaubens

Schluss: Die Plausibilität des Schöpfungsglaubens als vordringlichste Aufgabe heutiger Theologie (Papst Johannes Paul II. 1980)

Einleitung: Die Aufgabe des Schöpfungsgdogmas bei heutigen Theologen

Auch Atheisten nehmen heute gern den Begriff „Schöpfung“ in den Mund, wenn es um die Erhaltung der Umwelt und ein entsprechendes menschliches Verhalten geht. „Die Schöpfung bewahren“ ist eine viel verwendete Formel geworden, die den Eindruck erwecken soll, dass das, was es zu bewahren gilt, etwas Sinn- und Geheimnisvolles ist. Der Begriff „Schöpfung“ schließt aber notwendig den „Schöpfer“ ein, der sie geschaffen hat. Sonst läuft das Verwenden dieser Vokabel auf einen semantischen Betrug bzw. eine Täuschung hinaus. Das Phänomen, dass man eine Schöpfung ohne Schöpfer propagiert, ist nicht neu, neu ist jedoch, dass es heute auch in die Theologie eingedrungen ist. Unlängst berichtete die DT über eine im Anzeiger für die Seelsorge verbreitete Neuformulierung des Credo, in der das Bekenntnis eines allmächtigen Schöpfers den „Gläubigen“ nicht mehr zugemutet wird. Sein Autor, der Religionspädagoge Norbert Scholl, stand mit seinem Vorschlag in einer langen Reihe nachkonziliarer Theologen, welche die Schöpfungslehre praktisch aufgegeben hatten. So erklärte z. B. das bekannte, von J. Feiner und L. Fischer herausgegebene „Neue Glaubensbuch“ (Basel-Zürich 1973), dass „Schöpfung“ als kosmischer Plan ein zu Ende gekommener Gedanke und der Schöpfungsbegriff damit ein irrealer Begriff sei. „Begriffe wie Selektion und Mutation sind intellektuell viel redlicher als der Schöpfungsbericht.“ (S. 435 f.) Unter diesen Voraussetzungen läuft allerdings, wie erwähnt, das weitere Verwenden der Vokabel „Schöpfung“ auf ein semantisches Betrugsmanöver hinaus, da sie nur die Tatsache verdecken soll, dass man die Welt als selbstorganisierten Kosmos ohne Sinn und Zweck

anschaut. Mit der Aufgabe des Schöpfungsgdogmas aber tritt ein totaler Wirklichkeitsverlust des Glaubens ein, dessen Gott jedenfalls mit der materiellen Wirklichkeit nichts mehr zu schaffen hat; am Ende stehen Atheismus und Nihilismus. Ist jedoch, wie von etlichen Theologen heute behauptet wird, der Schöpfungsglaube tatsächlich eine überholte mythologische Vorstellung und sind die ihn stützenden biblischen Zeugnisse wirklich wissenschaftlich längst widerlegte Mythen?

I. Die Auskünfte der biblischen Schöpfungsberichte

1. Die biblischen Aussagen in ihrem historischen Kontext und als zeitlos gültige Offenbarung

Die beiden Schöpfungsberichte am Anfang der Genesis, welche hauptsächlich das biblische Fundament des Schöpfungsgdogmas tragen, imponieren auch ungläubigen Lesern wegen ihrer Schönheit und Poesie, wenn sie auch jene nur für Träume aus der Kinderzeit der Menschheitsgeschichte halten mögen, die freilich im zerrissenen modernen Menschen nostalgische Gefühle wie Heimweh wecken können. Schon länger wird den Kindern bereits im Religionsunterricht beigebracht, dass die Aussagen dieser Berichte nicht wörtlich zu nehmen seien. Die Bibel wolle eben kein naturwissenschaftliches Lehrbuch sein und erteile keine Auskünfte, wie die Weltentstehung naturgeschichtlich verlaufen sei, sondern vermittele durch eine bildliche Darstellungsform nur religiöse Wahrheiten. Man müsse den Inhalt trennen von den zeitbedingten Bildern, die der damaligen Kultur und gängigen Vorstellungswelt entnommen sind. Schwierigkeiten macht allerdings der Einwand, dass diese Unterscheidung zwischen Bild und eigentlicher Aussage etwa zur Zeit Galileis noch nicht geläufig war. Offenbar sei sie eine theologische Reaktion auf die naturwissenschaftlichen Erkenntnisse, ein trickreiches Rückzugsmanöver der Kirche also. Kann man denn den Glauben von seinem „biblischen“ Weltbild ablösen und auf ein anderes beziehen, ohne seine Identität aufzuheben? Diese Frage stellt sich heute nicht zum ersten Mal: Die Theologen der alten Kirche sahen sich prinzipiell mit der gleichen Aufgabe konfrontiert. Denn das biblische Weltbild der Schöpfungsberichte war keineswegs das ihrige. Diese geben nämlich das Weltbild des alten Orients, vor allem Babylons, wieder. Die Kirchenväter lebten im hellenistischen Zeitalter, dem jenes Weltbild als mythisch erschien. Ihnen kam zu Hilfe, dass die biblische Literatur einen Zeitraum von 1000 Jahren umspannt: Sie reicht selber vom Weltbild der Babylonier bis zu dem des Hellenismus der Schöpfungstexte der Weisheitsliteratur, die ein anderes Bild der Welt und des Schöpfungsgeschehens zeichnen als die Texte der Genesis.¹ Schon innerhalb der Bibel selbst sind also Glaube und Weltbild nicht identisch. Der Glaube bedient sich eines Weltbildes, aber er fällt nicht mit ihm zusammen. Offenbar bildete diese Differenz innerhalb der biblischen Entwicklung eine Selbstverständlichkeit, die nicht reflektiert wurde. Nur so ist es zu erklären, dass man die weltbildlichen Anschauungsformen, in denen der Schöpfungsgedanke dargestellt wurde, wechselte, ohne darin eine Gefährdung des Schöpfungsglaubens zu sehen.² Der Blick dafür ging verloren, als etwa seit dem 13. Jh. die sog. buchstäbliche Exegese sich durchsetzte und zur selben Zeit in einer vordem nicht gekannten Weise sich das Weltbild verfestigte, obgleich es in seiner Grundform nach Aristoteles und Ptolemäus keineswegs ein Produkt des biblischen Denkens war, sondern nur mühsam mit dem biblischen Glauben in Einklang gebracht werden konnte. Immer schon hat Israel an den Schöpfergott geglaubt, auch wenn die Schöpfungsidee im Sinne der Erschaffung der Welt durch Gott

ausdrücklich erst im babylonischen Exil, nämlich in der Priesterschaft des 7. Jh. ausgesprochen wird. So klingt bereits der viel ältere Glaube an Jahwe als den Schöpfer im Jakobsseggen an. Die Leiden und Hoffnungen der eigenen Geschichte fesselten bisher die eigene Aufmerksamkeit, bis die babylonische Gefangenschaft den Blick freimachte für Gott als den Schöpfer aller Dinge. Israel hatte sein Land, seinen Tempel, ja alles verloren, was seine geschichtliche und kulturelle Identität auszumachen schien. Und der Glaube an Jahwe als Gott nur für Israel, als schätzenden Stammesgott sozusagen, war erledigt, hatte dieser Gott doch sich sein „eigenes Land“, seinen Tempel, seine Anbeter d. h. sein Volk nehmen lassen. Jetzt lehrten Propheten wie Jeremias Israel das wahre Gesicht ihres Gottes. Durch die vernichtende Niederlage, den totalen Verlust begriff es, dass der Gott Abrahams, Isaaks, Jakobs und Israels nicht der Gott eines Fleckens Erde, sondern der Gott ist, der über alle Länder und Völker verfügt, weil er alle und alles, wie den Himmel und die Erde erschaffen hat. In der Verbannungsgeschichte erfolgt der „endgültige“ Durchbruch zur Erkenntnis des wahren Gottes als den allmächtigen Schöpfer. Dieser Glaube besiegt die Versuchungen der scheinbar siegreichen Götter Babylons, denen prunkvolle Liturgien zelebriert wurden, wie die Liturgie des Neujahrsfestes, in der die Neuschöpfung der Welt liturgisch begangen und vollzogen wird. Das liturgische Fest folgt dabei dem babylonischen Schöpfungsbericht, dessen Dramaturgie die Welt dem Kampf gegensätzlicher Mächte entstehen lässt: Der Lichtgott Marduk spaltet den Leib des Urdrahen und formt daraus Himmel und Erde, aus seinem Blut stammen die Menschen. Deshalb lauert in Welt und Mensch das Dämonische, das der Statthalter Marduks, der König von Babylon, niederhalten muss, um die Welt im Lot zu halten. Auf solche Erfahrungen Israels mit den religiösen Vorstellungen der Sieger „antwortet“ auch der erste biblische Schöpfungsbericht: Nun ist der Drache nur noch das Nichts, aus dem Gott die Welt schafft. Das Dämonische ist nicht in der Schöpfung verankert, es war „alles gut“. „Leuchten“ sind Sonne und Mond und keine kosmischen Gottheiten, zweifellos ist das eine Art „Entmythologisierung“ und „Aufklärung“, welche durch die Erkenntnis des „vernünftigen“ Geschaffenseins der Dinge überhaupt ein Vertrauen in die Wirklichkeit, Lebensfreude und Wahrheitserkenntnis ermöglicht, zu welcher der Mensch als Abbild der schöpferischen Vernunft Gottes Zugang hat.³ Der in den Schöpfungsberichten thematisierte Schöpfungsglaube ist in den späteren Schriften des AT immer wieder aufgegriffen, ergänzt und präzisiert worden, so in den Weisheitsbüchern. Seine endgültige, maßstäbliche Gestalt formt das NT, so vor allem der Johannes-Prolog, der bewusst die Anfangsworte der Genesis aufnimmt und mit Christus als dem schöpferischen Logos die abschließende vollkommene Fassung gibt. Im Schöpfungsbericht erhalten wir schließlich auch Auskunft über die geschaffene Natur des Menschen und seine natürlichen Bestimmungen. Der Mensch ist hier nicht zufällig entstanden, sondern Kreatur; er ist auch nicht geformt von negativen Mächten, sondern gebildet aus Gottes Erde. Wir alle sind die eine Menschheit, aus Gottes einer Erde geformt. Was im Mittelalter die Totentänze zur Zeit der Pestepidemien eindringlich vor Augen führten, ist hier bereits schon gesagt: Kaiser und Bettler, Herr und Knecht, sie sind im Letzten alle eins, ein und derselben Erde entnommen und dazu bestimmt, in ein und dieselbe Erde zurückzukehren. Es gibt auch nicht von Grund auf verschiedene Menschen, wie Mythen vieler Religionen oder Weltanschauungen wie der Nationalsozialismus dachten. In der großen Stammtafel von Genesis 10 kehrt derselbe Gedanke wieder, dass es nur einen Menschen in den vielen Menschen gibt. Die Bibel widerspricht jedem Rassismus und Kastenwesen. Aus dem Grundstoff der Erde wird der Mensch durch den „Atem“ Gottes. Mit ihm tritt somit göttliche Wirklichkeit in die Welt herein. Der Mensch ist geschaffen nach Gottes Bild und Gleichnis (vgl. 1, 26). In ihm berühren sich Himmel und Erde. Erst darin besteht nun die tiefere

und größere Einheit der Menschheit: Jeder Mensch entspringt der gleichen Schöpfungs Idee Gottes. Wer sich am Menschen vergreift, der vergreift sich an Gott (Gen. 9,5). Deshalb steht menschliches Leben unter dem besonderen Schutz Gottes, da jeder Mensch, ob armselig oder berühmt, geboren oder ungeboren, unnützlich oder leistungsstark, unheilbar krank oder blühend, Gottes Atem in sich trägt, jeder Gottes Bild ist. Dies ist der tiefste Grund für die Unverletzlichkeit der Menschenwürde. Wo das nicht mehr gesehen wird, fangen Überlegungen an, ihn nach seinem Nutzwert zu betrachten, der Anfang der Barbarei, welche die Menschenwürde und mit ihr die Zivilisation vernichtet. Die Gottesebenbildlichkeit ist auch das, was den Menschen zu mehr als Erde werden lässt. Sie bedeutet zuallererst, dass der Mensch nicht in sich selber geschlossen sein kann, sondern wie ein Bild über sich hinausweist. Der Mensch ist am tiefsten bei sich selbst, wenn er die Beziehung zu seinem Schöpfer findet. Die Schöpfung kommt ihm entgegen: Sie ist so gebaut, dass sie auf die Stunde der Anbetung Gottes zugeht, wie die Zahlensymbolik des Schöpfungsberichts verdeutlichen will: So verweist die Anzahl der schöpferischen Worte „Gott sprach“ auf die 10 Gebote, die nicht willkürliche Erfindungen, sondern Widerhall der Schöpfung sind. Die Zahl 7 im Schema der 7 Tage ist die Zahl einer Mondphase, die dem Menschen den zur Orientierung dienenden Lebensrhythmus der Natur anzeigt.⁴ Dieser Rhythmus verweist auf den 7. Tag, den Sabbat, den Tag der Anbetung. Für den Menschen hat diese Struktur der Schöpfung ganz besondere Bedeutung. Seine einmalige Würde gründet ja nach dem Schöpfungsbericht nicht in der Fähigkeit, über die übrige Schöpfung zu herrschen, sondern in der Ebenbildlichkeit mit Gott. In der Ruhe des Sabbats, in der Zuwendung zu Gott verwirklicht der Mensch sein Wesen am reinsten. Die Zuwendung aber ist nicht primär Bitte, sondern Lobpreis des Schöpfers, der „alles gut gemacht hat“. Die Begehung des Sabbats ist die Feier des Bundes mit Gott, welche die Rückkehr zum Schöpfungsursprung zugleich bedeutet. Diese fordert die Befreiung von den Verunreinigungen, die der Mensch sich selbst und der Schöpfung zugefügt hat. So soll der Sabbat die Gleichheit aller bewirken und auf eine neue Welt vorbereiten, in der alle Geschöpfe geschwisterlich am Frieden und an der Liebe Gottes partizipieren. Im NT nun wird Christus als der endgültige, zweite Adam und das Bild Gottes verkündet. (1. Kor 15,44 ff.; Kol 1, 15) Er ist der endgültige Mensch, und die Schöpfung ist gleichsam ein Vorentwurf auf ihn zu. Die Gottesebenbildlichkeit hat in Christus als der neuen Schöpfung ihre konkrete Gestalt und Erfüllung. Der Mensch muss mit Christus gestorbenes Weizenkorn werden, um wahrhaft er selbst zu sein und mit Christus und darin mit Gott selbst eins zu werden. So knüpft auch die christliche Eucharistiefeyer an die Sabbatfeier an: Die Eucharistie, die Danksagung, in die Brot und Wein repräsentativ für die gesamte Schöpfung einbezogen sind, ist gleichsam die Liturgie der Welt und die Vorwegnahme ihrer endgültigen Vollendung und Beglückung der Geschöpfe. Das Gegenmodell zu Sabbat und Sonntag formulierte der marxistische Philosoph Ernst Bloch in seinem Hauptwerk „Das Prinzip Hoffnung“: „Deswegen wird die Kathedrale der Zukunft das Laboratorium sein: die Markuskirchen der neuen Zeit werden die Elektrizitätswerke sein. Dann wird man nicht mehr zu scheiden brauchen zwischen Sonntag und Werktag; es wird keines Sabbats mehr bedürfen, weil der Mensch sein eigener Schöpfer ist. Er wird aufhören, sich bloß um Naturbeherrschung oder Naturgestaltung zu bemühen, er wird die Natur selbst als Verwandlung darstellen.“ (928 f. u. 1071 f.) Nicht die geschaffene Schöpfung zählt, der Mensch muss erst die wirkliche Schöpfung hervorbringen, die dann etwas taugen wird. Daher ist das Verändern der Grundauftrag des Menschen, der Fortschritt und die Natur das Material, aus dem der Mensch die neue, bessere Welt schafft.

2. Parallelen zwischen modernen wissenschaftlichen Spekulationen und den Berichten der Genesis

Gegen die biblischen Auskünfte über die Schöpfung und den Menschen wird im heutigen technisch-naturwissenschaftlichen Zeitalter vor allem eingewendet, dass die Ergebnisse der Naturwissenschaften, vor allem die Lehre von der Evolution, den biblischen „Schöpfungsmythos“ angeblich widerlegt haben. Dabei übersieht man jedoch zunächst einmal, dass die biblische Schöpfungslehre und die naturwissenschaftliche Evolutionslehre verschiedene Fragen beantworten: Der Schöpfungsbericht erzählt nicht, wie ein Mensch entsteht. Sie erzählt, was er ist. Sie erzählt seinen innersten Ursprung. Umgekehrt versucht die Evolutionslehre biologische Abläufe zu erkennen und zu beschreiben. Aber sie kann die Herkunft des „Projekts“ Mensch damit nicht erklären, seinen inneren Ursprung und sein eigenes Wesen. Zum anderen gibt es zwischen den modernen wissenschaftlichen Spekulationen über die Anfänge und die vergangene Entwicklung unserer Welt und den Berichten der Genesis erstaunliche Parallelen: So können wir es als wissenschaftlich einigermaßen gesichert betrachten, dass die Welt tatsächlich irgendwann einen Anfang genommen hat. Ferner herrschte anscheinend im Anfang ein chaotisches Miteinander und Durcheinander von Masse und Energie, das in der Genesis als „Tohuwabohu“ bezeichnet wird. Außerdem stimmen naturwissenschaftliche Spekulation und Genesis darin überein, dass die erste einigermaßen geordnete Erscheinung das Licht ist. Im Zuge der weiteren Entwicklung entstehen dann immer geordnetere Gebilde: Im Mikrobereich die Atome und Moleküle, im Makrobereich Gestirne verschiedenster Art. Dabei erfolgt der Übergang zu neuen, im Sinne der Ordnung „höheren“ Gebilden jeweils in punktuellen Übergängen. Weder Atome noch Moleküle entstehen in einem allmählichen Prozess, sondern jeweils in einem plötzlichen Geschehen. Das gilt auch für die Entstehung ersten Lebens und dessen weitere Entfaltung. Nach dem heutigen Erkenntnisstand muss angenommen werden, dass auch bei der Entfaltung des Lebendigen die entscheidenden Übergänge von einem Grundtyp zum anderen punktuell erfolgten. Hierfür spricht nicht zuletzt der Gesamtbefund der Fossilien.⁵ Auch in der Reihenfolge des Entstehens und der Gestaltung der Wirklichkeit stimmt die Genesis mit unserer wissenschaftlichen Forschung weithin überein: Nachdem sich im Lauf der kosmischen Entwicklung unser Planetensystem gebildet hatte und auf einem Planeten dieses Systems, auf der Erde, die Vorbedingungen für die Möglichkeit von Leben entstanden waren, befahl Gott nach dem Bericht der Genesis der Erde und dem Meere, Pflanzen und Tiere hervorzubringen. Im Unterschied zum ersten Schöpfungsakt, der Erschaffung des „Tohuwabohu“ aus dem Nichts, erfolgt die Erschaffung der Pflanzen- und Tierwelt also nicht unmittelbar allein von Gott, sondern unter Einschaltung des schon Geschaffenen. Die Tatsache, dass die Materie die Basis für das Lebendige ist und dass der Mensch im Reich des Lebendigen relativ spät auftaucht, hat vielfach zu dem Kurzschluss geführt, die gesamte Welt einschließlich des Lebendigen und des Menschen allein von der Materie her als deren Weiterentwicklung zureichend „erklären“ zu können.

II. Diskussion prinzipieller Einwände gegen die biblischen Auskünfte

1. Der Evolutionismus bzw. Neodarwinismus

1.1 Das Problem der komplexen Ordnung und Zweckmäßigkeit der Organismen

Einen solchen Versuch hat zum einen der von vornherein als atheistische Ideologie konzipierte Dialektische Materialismus unternommen, zum anderen der heute verbreitete Evolutionismus bzw. Neodarwinismus, der von einer eigenständigen Selbstorganisationskraft der Materie ausgeht und versichert, dass sich alles Lebendige einschließlich des Menschen gewissen Gesetzmäßigkeiten und einer Reihe glücklicher Zufälle verdanke. Einer der Repräsentan-

ten dieser Auffassung ist Jacques Monod, der allerdings einräumen musste: „Bei dem Gedanken an den gewaltigen Weg, den die Evolution seit vielleicht drei Milliarden zurückgelegt hat, an die ungeheure Vielfalt der Strukturen, die durch sie geschaffen wurden, und an die wunderbare Leistungsfähigkeit von Lebewesen – angefangen vom Bakterium bis zum Menschen – können einem leicht wieder Zweifel kommen, ob das alles Ergebnis einer riesigen Lotterie sein kann.“⁶ Trotz dieser selbstkritischen Frage bleibt Monod jedoch bei der These: „Unsere Losnummer kam beim Glücksspiel heraus.“⁷ Vom wissenschaftstheoretischen Standpunkt ist es reine Willkür und schier ausgeschlossen, die zahlreichen in der Evolution nachweislich wirksamen Koordinationen durch eine bloße Summierung von einzelnen Zufällen zu erklären. Besonders wird das widerlegt durch die phantastische Ordnung und Zweckmäßigkeit der Organismen. Was damit gemeint ist, soll ein Beispiel veranschaulichen: Eine Weltraumrakete stellt eine komplexe Ordnung dar. In ihr sind etwa 30000 Teile auf das gemeinsame Ziel des Weltraumfluges ausgerichtet. Auch weisen die einzelnen Teile eine bestimmte Prägung auf – man denke an Triebwerke, den Mantel, die voneinander trennbaren Stufen usw. –, durch die sie erst für den Aufbau dieser Rakete mit ihrer spezifischen Reichweite geeignet werden. Diese Prägung aber entstammt einzig dem Ordnungsganzen, dessen Teile sie sind. Deshalb stehen diese unter dem bestimmenden Einfluss des Ganzen. Das Ziel, nämlich die spezifische Rakete und ihr Weltraumflug, bestimmen vom ersten Augenblick an die gesamte Herstellung und die Zurichtung aller einzelnen Teile bis in die kleinsten Einzelheiten. Sobald auch nur das Geringste aus der Abstimmung auf das Ziel des Ganzen herausfällt, kann der Flug nicht stattfinden oder endet in einer Katastrophe. Das Ziel kann aber nur deshalb von Anfang an den entscheidenden, bestimmenden Einfluss ausüben, weil es von Anfang an als noch nicht verwirklichter Plan gegeben ist, nach dem dann die Ausführung vollzogen wird. Einen solchen Plan zu entwerfen und durch Anwenden und Bearbeiten der geeigneten Mittel zu verwirklichen, vermag einzig ein erkennender Geist. Genialere Ordnungsgefüge, weitaus komplexen als unser Raketenbeispiel, bietet uns aber die Natur. Ich möchte nur auf ein so komplexes Wunderwerk wie das Auge der Wirbeltiere hinweisen, jenen klassischen Stolperstein der darwinistischen Theorie, mit seiner Netzhaut, seinen Stäbchen und Zäpfchen, seiner Linse, Iris, Pupille und allem anderen. Hier kann man wohl kaum noch von der Möglichkeit sprechen, dass sich alle diese Komponenten durch unabhängige Zufallsmutationen harmonisch entwickelten. Man könnte dazu eine Bibliothek mit Beispielen der atemberaubend komplexen Muster instinktiver Fertigkeiten der Tiere füllen.⁸ Solche komplexen Fertigkeiten und Organe können aber unmöglich durch allmähliche Summierung vieler kleiner erblicher Veränderungen, Mutationen, über lange Zeiträume hinweg, entstanden sein, denn eine derartige hochkomplexe Organisation funktioniert erst, wenn sie wie unsere Rakete bis ins letzte Detail vollendet ist, da halbfertige Entwicklungsvorstufen gerade der Selektion zum Opfer fallen müssten. Aber ganz davon abgesehen sind höhere Organismen keineswegs zweckmäßiger organisiert und ihrer Umwelt besser angepasst als die niederen. Bakterien in ihrer Unkompliziertheit sind im Gegenteil weit weniger verletzlich als reich differenzierte Lebewesen; diese besitzen außerdem nicht mehr jene erstaunliche Regenerationsfähigkeit der Gliedmaßen, welche doch in darwinistischer Sicht ein erheblicher Selektionsvorteil wäre. Daher kann nicht nur keine Rede davon sein, dass die Selektion der Motor der Höherentwicklung der Arten und ihrer immer zweckmäßigeren Anpassung an die Umwelt gewesen sei, sondern man muss im Gegenteil sogar sagen, dass – falls eine Evolution stattgefunden hat – jeder Schritt zur Variation und höheren Organisation trotz der in ihm steckenden Risiken und Gefahren gewagt wird.⁹ Analog zu unserem Raketenbeispiel finden wir in jedem Organismus diese zwei Schichten wieder: die physikalisch-chemische Gesetzmäßigkeit

und das Ziel, in dessen Dienst sie steht. Schon beim Anblick eines Organismus wissen wir von vornherein, dass alle Teile in ihm auf Selbsterhaltung hingeordnet sind. Die Einsicht in sein zweckmäßiges Gefüge wird immer schon von der Einsicht gelenkt, dass der Organismus wesensmäßig auf seine Selbsterhaltung hin angelegt ist.

1.2 Die Verlagerung des Problems ins Kleine durch die moderne Molekularbiologie

Demgegenüber beruft sich der Evolutionismus neuerdings auf die Molekularbiologie: Sie habe nun endlich nachgewiesen, dass von einer im Organismus vorhandenen Zweckmäßigkeit gar keine Rede sein könne, da Aufbau und Gestalt des Organismus bereits in der elementaren physikalisch-chemischen Schicht vorprogrammiert seien. Aus der bestimmten Anordnung der „Nukleotide“ genannten Atomgruppen der DNS-Moleküle, die sich im Zellkern jeder Zelle finden und die Erbinformationen, Baupläne und Produktionsanweisungen zum Aufbau des Organismus enthalten, ergäben sich Richtung des Aufbaus und zukünftige Gestalt des Organismus automatisch. Mit dieser Antwort ist allerdings das Problem, woher der zweckmäßige Aufbau des Organismus komme, nur vom Großen ins Kleine verschoben. Denn die Frage ist doch, woher ihrerseits die so unendlich sinnreiche Anordnung der Nukleotide im endlos langen DNS-Faden kommt, aus der dann die Impulse und Befehle zum Aufbau des Organismus stammen sollen. Wie kommt es, dass dazu all diese Prozesse so rechtzeitig in Gang gesetzt, gesteuert bzw. koordiniert werden, dass am Ende ein so phantastisch sinnvolles Gebilde wie ein Wirbeltierauge, ein Vogelflügel oder das organische Echolot einer Fledermaus zustande kommen. Wie ein Bericht im „Spiegel“ einmal zutreffend schrieb, gleicht jede Eizelle „mit ihrem unübersichtlichen Gemisch von ein- und ausströmenden Rohstoffen und Fertigprodukten einer vollautomatisch gesteuerten chemischen Fabrik, in der ganze Serien von Produktionsprogrammen mit oft Tausenden von Zwischenstufen gleichzeitig ablaufen.“¹⁰ Eine solche sinnvolle, zielorientierte Organisation ist ohne „know-how“ unmöglich. Sie setzt genaue Informationen voraus, die als Erbinformation im Genetischen Code kopiert wird.

1.3 Die Absurdität der Zufallshypothese

Wenn man hier keine geistig erkennende Ursache annehmen will, bleibt nur der Zufall übrig. Beim Zufall allerdings fehlt die Ausrichtung auf das gemeinsame Ziel, das Grunderfordernis jeder Ordnung. Er bedeutet grenzenlose Willkür. Wenn er vielleicht unter all dem Sinnlosen auch einmal etwas einigermaßen Sinnvolles hervortreibt, wird er es ebenso schnell wieder zerstören, wie er es geschaffen hat. Von seinem Wesen kann er nicht die Ursache der Ordnung sein. Er ist vielmehr Grund der Unordnung. Wenn nämlich der Zufall schrankenlos herrschen und somit jede Ausrichtung auf bestimmte Ziele fehlen würden, wären alle Möglichkeiten einander gleich, die sinnlosesten wären genau so möglich wie die sinnvollsten. Aber jedem Sinnvollen drohen unzählige Möglichkeiten des sinnlosen Chaos. Nur der eine Fall des völligen Zusammenstimmens aller Teile macht unsere Rakete zu einem sinnvollen Ganzen. Dagegen sind unzählige Fälle oder Umstände möglich, die das völlige Zusammenstimmen zerstören und damit in ein sinnloses Chaos verwandeln. Wenn also alle Möglichkeiten gleich sind, müssten den Gesetzen der Wahrscheinlichkeitsrechnung (Heitler) die zahllosen Möglichkeiten des Chaos die im Vergleich dazu wenigen Möglichkeiten der Ordnung völlig überwuchern. Also kann der Zufall nie die Erklärung der Ordnung sein. In seinem 1973 erschienenen Werk „Die Evolution des Lebendigen“ schrieb der Lehrer von Jacques Monod, Pierre Grasse, Inhaber des Lehrstuhls für Evolution an der Pariser Sorbonne: „Wo ist der Spieler, der, so sehr er auch von seiner Leidenschaft besessen sein mag, verrückt genug wäre, auf das Roulette der Evolution durch Zufall zu setzen ...? Die Wahrscheinlichkeit,

dass Dürers Kupferstich „Melancholie“ durch Staubkörner hätte geschaffen werden können, die der Wind vor sich her bläst, ist nicht so unendlich gering wie die Entstehung eines Auges durch die „Pannen“, die das DNS-Molekül ereilen können – Pannen, die mit den künftigen Aufgaben des Auges nichts zu tun haben. An den Zufall zu glauben, „das mute jedem materialistischen Evolutionisten“ zu, wie der Nobelpreisträger Franc. Mauriac einmal sagte, „noch weit Unglaublicheres für wahr zu halten, als das, „was wir anderen armen Christen glauben.“

1.4 Das Problem der „Höherentwicklung“ der Organismen

Dabei geht es auch nicht allein um eine hinreichende Erklärung der einzelnen Organismen. Vielmehr geht es noch dazu um die zutreffende Interpretation eines Gesamtgeschehens, wie es nämlich z. B. von der in der unbelebten Materie herrschenden Tendenz zum Ausgleich und zum Zerfall zu der im Bereich des Lebendigen herrschenden Tendenz zum Aufbau, d. h. zur Entwicklung komplizierterer und höherer Strukturen gekommen ist.¹¹ Auch sind die drei großen Bereiche der Wirklichkeit – der des Materiellen, der des Lebendigen und der des Personalen – durch eine gegenläufige Zuordnung zueinander gekennzeichnet: Die jeweils höheren Bereiche nehmen die niederen in ihren Dienst und gestalten sie nach Prinzipien um, die aus den niederen nicht ableitbar sind. So ist z. B. der Aufbau einer Pflanze aus den Stoffen des Bodens, des Wassers und der Luft mit Hilfe der Energie des Lichtes zwar physikalisch-chemisch beschreibbar, jedoch ein Gesamtvorgang, dessen Zustandekommen allein von dieser Ebene her nicht erklärt und zureichend verstanden werden kann. Mit dem Ende tritt eine Umkehr des Prozessverlaufes ein, die sich im Zerfall äußert und damit endet, dass die Einheit des Pflanzen- bzw. des Tierkörpers sich auflöst und die hochkomplizierten Moleküle in ihre Bestandteile zerfallen. Mit dem Tod münden also die chemischen Prozesse wieder in die Richtung ein, die den anorganischen Bereich kennzeichnet.

1.5 Die Hypothese des „anthropischen Prinzips“

Der Indienstnahme des Materiellen durch das Biologische ist die Indienstnahme des Biologischen durch das Personale im Sinne eines analogen Vorgangs vergleichbar. Die dem biologischen Leben dienenden Vorgänge werden in den Dienst personaler Entfaltung und Gestaltung gestellt. Da trotz dieser Unableitbarkeit des jeweils „Höheren“ aus dem „Niederen“ die Materie von Anfang an so beschaffen war, dass aus ihr die Welt des Lebendigen und schließlich der Mensch hervorgehen konnte, haben amerikanische Wissenschaftler von einem „anthropischen Prinzip“ gesprochen.¹² Von der christlichen Offenbarung her lässt sich diese Hypothese noch ergänzen: Die Materie war nicht nur von Anfang an so beschaffen, dass aus ihr durch die Schöpfungsworte Gottes die Welt des Lebendigen und durch seine besondere Zuwendung schließlich der Mensch hervorgehen konnte, sondern sie wurde, wie wir aus der Offenbarung wissen, von Anfang an auf Jesus Christus, also auf die Menschwerdung Gottes, hin geschaffen, d. h.: das anthropische Prinzip zielt von vornherein auf die Geburt Jesu Christi ab. So formuliert der Brief des Apostels Paulus an die Kolosser: „Er ist das Bild Gottes, des Unsichtbaren. Erstgeborener vor aller Schöpfung. In ihm wurde alles erschaffen, was im Himmel ist und auf Erden, das Sichtbare und das Unsichtbare ... alles ist durch ihn und auf ihn hin geschaffen.“ (Kol 1,15 f.)¹³

Bezeichnenderweise enden alle atheistischen Spekulationen über die „Geschichte der Welt“ mit der These, sie sei letzten Endes absurd. Offensichtlich gibt es zur offenbarungsorientierten christlichen Interpretation keine positiven Alternativen.

2. Der naturwissenschaftliche Positivismus

2.1 Die Reduktion der Wirklichkeit auf das Messbare

Der zweite prinzipielle Einwand gegen die biblische Schöpfungslehre ergibt sich aus der weit verbreiteten erkenntnistheoretischen Überzeugung des naturwissenschaftlichen Positivismus, nur noch

das als vernünftig und daher als ernsthaft anzusehen, was durch Experiment und mathematische Berechnung gewiss gemacht werden kann. Als einziger Zugang zur Wirklichkeit wird hier allein die naturwissenschaftliche Methode gesehen, da nur sie „gottgleiche Sicherheit“ des Wissens verspreche. Nur das Messbare wird für seriös und real gehalten. Alles andere wird entweder zur Illusion erklärt oder auf Messbares zurückgeführt. So bleiben hier Moral, Kunst, Religion, Freiheit, Würde, ja die Person des Menschen auf der Strecke, d. h. es verschwindet alles „Qualitative“, was Sinn, Bedeutung, Wert besitzt. Ich möchte das an einem Beispiel zu erläutern versuchen: Nehmen wir an, ein Naturwissenschaftler entdeckte Schallwellen von ganz eigenartiger Struktur. Noch nie ist ihm solch ein Gebilde begegnet. Zu seiner Entdeckung sind komplizierteste Vorgänge und schwierigste Voraussetzungen anzunehmen. Der Wissenschaftler versucht eine Erklärung des Phänomens zu geben und stellt eine völlig neue Hypothese auf, um seine Entdeckung in ein wissenschaftliches System einzuordnen. Seine Forschungsbemühungen erscheinen jedoch in einem ganz anderen Licht, wenn man weiß, dass jenes komplexe Schallgebilde das „Kyrie eleison“ der f-moll Messe von Anton Bruckner ist.¹⁴ Unser Forscher hat vielleicht viele Erkenntnisse über das physikalische Phänomen des Schalls gewinnen, jedoch die wahre Realität nicht einmal in den Blick bekommen können. Denn in seinem System existiert die Ebene des Sinnes nicht.

2.2 Die Eliminierung des „Qualitativen“ bzw. „Sinnhaften“ als Ursache eines verbreiteten Nihilismus

Das Sinngebilde bzw. Wort, das sich in jenem akustischen Phänomen ausdrückt, kann nicht empirisch d. h. mit naturwissenschaftlichen Methoden erkannt, sondern nur geistig erschlossen werden. Auf diese Weise wird unser Forscher auch nichts von der Schönheit dieses Kunstwerkes erfahren, da in seiner Welt nur Schallwellen existieren. Niemals ahnt er auch in diesem materiellen Gebilde von Schallwellen den tiefsten Akt menschlichen Lebens, den Akt der Anbetung und der Bitte um Erbarmen. Sinn- und wortlos steht die positivistisch verkürzte Wirklichkeit vor ihm, deren Phänomene nur Variationen des Nichts darstellen. Der naturwissenschaftliche Positivismus hat demnach zerstörerische Wirkungen, da er die Wirklichkeit auf Messbares reduziert und damit den Nihilismus etabliert. Aus dem Menschen wird hier ein bloßes Stück Natur, das beliebig bearbeitet werden kann. Dann gibt es, wenn überhaupt, allein quantitative Maßstäbe für die Bewertung des menschlichen Lebens. Euthanasie, Genmanipulation, Klonen, Menschengzüchtung sind längst keine Zukunftsmusik mehr, sie sind notwendige Ergebnisse einer positivistischen Evolutionsethik, die sich auch nicht mehr auf die Einzelperson bezieht, als wäre sie das einzige Wesen von Wert.

III. Die Konsequenzen des Evolutionismus und Positivismus

1. Der Verlust des menschlichen Selbstverständnisses als Person und der Grundlagen für Sittlichkeit und Erkenntnis

Man preist gewöhnlich die heutige Epoche wegen der Achtung für die menschliche Person, die Würde des Menschen, die Freiheiten, die er errungen habe. Politische und militärische Kreuzzüge wurden und werden geführt, angeblich um die Beachtung der Menschenrechte zu erzwingen. Dabei vollzieht sich aber in den demokratischen Gesellschaften vor allem des Westens durch die Ausbreitung des evolutionistischen Weltbildes eine lebensbedrohliche Entpersonalisierung, welche den unantastbaren Wert des einzelnen Menschen nicht mehr einsehen und begründen kann. Ein krasser, positivistisch bzw. evolutionistisch begründeter Materialismus hat die christliche Sicht des Menschen als Person verdrängt und damit einer substanziellen Begründung der Menschenrechte und -würde den Boden entzogen. Person meint ja ein für sich bestehendes, individuelles, substantielles Wesen, das nicht Teil eines anderen ist. Personsein impliziert ferner individuelle geistige Selbständig-

keit, Selbstverfügbarkeit und Selbstverantwortlichkeit für das eigene Tun und Lassen. Für den materialistischen Positivismus hingegen ist jede geistig-seelische Gegebenheit, z. B. ein moralisches Urteil oder ein Denkschluss, ein chemisch-physikalisches Ereignis. Wäre es so, dann wäre letztlich der Sadismus eines Himmler, der Zynismus eines Goebbels sowie die bestialischen Grausamkeiten der Folterknechte von Auschwitz und Buchenwald ebenso reduzierbar auf eine chemisch-physikalische Formel wie die Sittlichkeit oder Heiligkeit mancher ihrer Opfer, z. B. die Hingabe eines Pater Kolbe oder die Tapferkeit und reine Gesinnung der Geschwister Scholl. Wenn geistige Tätigkeiten wie Erkennen und Schließen allein Wirkung physiologischer Vorgänge wären, dann können wir auch vom Gehirn und seinen Funktionen nichts Gütiges wissen. Denn von der wirklichen Existenz des Hirns kann man nur durch wirkliche Erkenntnis etwas wissen. Eine moralische Einsicht, ein Urteil, ein Denkschluss, eine Überzeugung nämlich, welche nur das kausal hervorgerufene Produkt eines Gehirnstromes wären, entbehren jedes Maßstabes für die Wahrheit oder Falschheit ihres Inhalts, so wie ein Elektronengehirn nicht wissen kann, ob es „richtig“ oder „falsch“ eingestellt bzw. programmiert ist. Wer also das menschliche Erkennen auf Gehirnfunktionen bzw. deren Wirkungen reduziert, leugnet eo ipso die Gültigkeit des menschlichen Erkennens. Gleichwohl feiert das materialistische bzw. naturalistische Menschenbild in der Spielart des modernen Evolutionismus heute überall fröhliche Urständ.

2. Die Verfügbarkeit des Menschen für Forschung und Politik: Neukonstruktion bzw. Abschaffung des Menschen

Man träumt gar von einer planvoll gesteuerten Weiterentwicklung der Menschheit. Dank des so stürmischen Fortschritts in den Naturwissenschaften und ihrer Technologie stehen inzwischen ganz andere Manipulationsmöglichkeiten zur Verfügung als in jener unseligen Zeit, da man zwischen „lebenswertem“ und „lebensunwertem“ Leben unterschied. Manche Wissenschaftler, so mahnte bereits vor Jahren der bekannte Lehrer Jacques Monods, Grasse', ständen heute in ihrem Denken und Trachten dem Nationalsozialismus in der Tat näher, als sie selbst auch nur ahnten. Der Gedanke, dass jeder Mensch eine unantastbare Würde habe, war innerhalb des nationalsozialistischen Denkens nicht vollziehbar. Dem sog. lebensunwerten Leben wurde ein Ende bereitet, indem man den betreffenden Menschen den „Gnadentod“ gewährte. Andererseits wurde „erbgesunder“ Nachwuchs nach Kräften gefördert. Die Maßnahmen reichten von der Familienpolitik bis zur planmäßigen außerehelichen Züchtung „rassisch-hochwertigen“ Nachwuchses unter der Regie des „Lebensbornes“. Ähnlich wie die Nazis damals im einzelnen Menschen primär den Träger des Erbgutes der Rasse sahen, das allein zu schützen sei, bezeichnet der namhafte englische Soziobiologe Richard Dawkins den Menschen als Wegwerfmaschine, eine Verpackung der allein wichtigen Gene, deren Erhaltung der letzte Zweck unseres Daseins sei. Dem bekannten australischen Philosophen und Ethiker Peter Singer ist ein Hund oder ein Affe wertvoller als ein hilfloses Baby oder ein Altersschwacher, welche prinzipiell getötet oder dem Zugriff der Forschung verfügbar gemacht werden können, wenn nicht andere Interessen dem entgegenstehen.¹⁵ Zwei dänische Bioethiker haben gar erklärt: „Nach unserer Auffassung scheint es ganz natürlich, zu sagen, daß die Organe lebendiger Menschen lebenswichtige Gesundheitsressourcen sind, die wie alle anderen Ressourcen gerecht verteilt werden müssen. Wir könnten uns daher gezwungen sehen, darauf zu bestehen, dass alte Menschen getötet werden, damit ihre Organe an jüngere, kritisch kranke Personen umverteilt werden können, die ohne diese Organe bald sterben müssten. Schließlich benutzen die alten Menschen lebenswichtige Ressourcen auf Kosten von bedürftigen jüngeren Menschen“.¹⁶ Entgegen weitverbreiteter Auffassung sind die wissenschaftlich-ideologischen Grundgedanken des Nationalsozialismus

nach 1945 nicht untergegangen, sondern – unter Absage an den Antisemitismus und Kollektivismus – nur im Sinne wissenschaftlich-technischer Weltgestaltung variiert worden. So scheint heute bei Politikern, Regierungen und Parlamenten in Europa das Gespenst der Instrumentalisierung des Menschen zum Zweck eines besseren, gesünderen Menschseins immer stärker Anklang zu finden. Die Umweltschutzorganisation Greenpeace hat kürzlich vor einem „Ausverkauf des Erbgutes von Pflanzen, Tieren und Menschen gewarnt. Allein in den vergangenen zwei Jahren habe das Europäische Parlament 12 Patente auf Tiere, 54 auf Pflanzen und über 150 Patente auf menschliche Gene erteilt (dpa 17. 01. 2002). Deutschland steht laut Bischof Gebhard Fürst von Rottenburg, der Mitglied des sog. Nationalen Ethikrates ist, kurz davor, die Tötung menschlicher Embryonen billigend in Kauf zu nehmen. „Es entwickle sich eine Reproduktionsindustrie,“ die dazu führt, dass menschliches Leben zur Handelsware wird. Das Leben als Schöpfung werde zum Industrieprodukt, die Würde des Menschen sei in Gefahr (Südwestpresse 7. 1. 2002). Der Fortfall der „transzendenten Dimension“ als Ebenbild Gottes und der geistigen Persönlichkeit, welche die Würde des Menschen als eines Wertes an sich sicherte, hat notwendig zur Selbstermächtigung geführt, nicht nur über das Menschsein menschlicher Wesen zu befinden, sondern es auch neu zu konstruieren. Begeisterte Evolutionisten, darunter viele namhafte Nobelpreisträger, hatten schon 1962 auf dem berühmt-berüchtigten Cyba Symposium in London in vollem Ernst zum Thema „Zukunft des Menschen“ Vorschläge gemacht, die auf eine bewusst gesteuerte Evolution abzielen. So wurde die Möglichkeit von Mischwesen aus Mensch und Affe erwogen, die sich mit Greifschwänzen statt Beinen besser in der Raumkapsel bewegen könnten. Entsprechend prophezeite R. Kaufmann 1963 in seinem Buch „Die Menschenmacher“, dass der Mensch in Zukunft zu einer Biomasse erniedrigt werde, einer plastischen, verformbaren Substanz, die nach dem Wissen einzelner Experten in eine neue Form gesteuert wird. In geradezu prophetischer Vorausschau hatte bereits 1943 C. S. Lewis in seinem Essay „Die Abschaffung des Menschen“ gewarnt: „Der Endzustand ist erreicht, wenn die Menschen durch Eugenik, vorgeburtliche Konditionierung... die vollständige Kontrolle über sich selbst erreicht haben. Des Menschen Eroberung seiner selbst bedeutet ganz einfach die Herrschaft der Konditionierer über das konditionierte menschliche Material. Der Prozess, der, falls man ihm nicht Einhalt gebietet, den Menschen zerstören wird, spielt sich unter Kommunisten und Demokraten ebenso augenfällig ab wie unter Faschisten. Die Methoden mögen sich zunächst in der Brutalität unterscheiden. Aber manch ein sanftmütiger Naturgelehrter mit Zwicker, manch ein erfolgreicher Dramatiker, manch ein Amateurphilosoph in unserer Mitte verfolgt auf die Länge genau dasselbe Ziel wie einst die herrschenden Nazis in Deutschland. Das traditionelle abendliche Menschenbild mit seinem Wertsystem soll „abgetakelt“ und die Menschheit in eine neue Form umgeprägt werden, nach dem Willen einiger Leute der einen Generation, die gelernt hat, wie man das macht. Wie König Lear haben wir versucht, unser menschliches Vorrecht abzulegen und es gleichzeitig zu behalten. Das ist unmöglich. Entweder sind wir vernunftbegabter Geist, Ebenbild Gottes und für immer diesem verpflichtet, oder wir sind bloße Natur, dazu da, in neue Formen geknetet und gehauen zu werden, je nach dem Belieben von Herren, die voraussetzungsgemäß kein anderes Motiv haben können, als ihre eigenen subjektiven Impulse.“¹⁷

Die Verwirklichung derartiger Perspektiven ist keineswegs allein eine Frage der Machbarkeit und des technologischen Fortschritts. Sie lassen sich nur dann durchführen, wenn der Mensch, das Experimentalobjekt, zuvor entmenschlicht und degradiert wurde. Unsere Zukunft wird ganz davon abhängen, welche Antwort wir uns selbst auf die uralten Fragen geben: Was ist der Mensch? Was ist die Wirklichkeit?

IV. Zusammenfassung: Zum Schöpfungsglauben gibt es keine vernünftige Alternative

Der Glaube an die Schöpfung ist nicht unreal, sondern schlechthin vernünftig, auch naturwissenschaftlich die bessere Hypothese. Nur wenn die Dinge geschaffen sind, sind sie prinzipiell verstehbar, da sie die Vernunft Gottes immer schon erkannt d. h. „entworfen“ hat. Wie Thomas von Aquin sagt, ist alles Seiende „wahr“, nämlich als Erkanntes auch erkennbar und dadurch menschlicher Vernunft mit ihren spezifischen Instrumenten wie Wissenschaft, Philosophie usw. zugänglich (Vgl. Josef Pieper, Wahrheit der Dinge). Nach dem englischen Naturwissenschaftler Arthur Peacocke (dpa, 26. 3. 2002) gehört der Gottesgedanke zu den „Implikationen der naturwissenschaftlichen Perspektive“. Weil die Welt die Schöpfung eines rationalen Gottes sei, sei sie dem menschlichen Geist verständlich. Der belgische Chemie-Nobelpreisträger Ilya Prigogine hat kürzlich in der von Arte und ORF gesendeten interkulturellen Bibliothek „Visionen des Millenniums“ gesagt (dpa, 26. 3. 2002): „Die Wissenschaft offenbart uns ein Universum, das die Kalkulationen und Imaginationen Einsteins noch übertrifft und deshalb durchaus religiöse Gefühle, ja eine Ahnung vom Heiligen wachzurufen vermag“. Bittgebet und Anbetung sind nur dann sinnvoll, wenn Gott Schöpfer aller Dinge und damit ihr Herr ist, Kyrios. Und nur wenn die Welt aus Gott, d. h. zugleich aus Freiheit, Liebe und Vernunft kommt, kann der Mensch dem Menschen trauen und als Mensch leben. Denn das bedeutet, dass Freiheit, Liebe und Vernunft nicht ohnmächtige Ideen, sondern die Grundmächte der Wirklichkeit sind, die Nächstenliebe und jedes sittliche Handeln rechtfertigen und damit ermöglichen. Andernfalls nämlich müssten Menschen wie Sokrates, Thomas Morus, Maximilian Kolbe oder Mutter Teresa als wirklichkeitsfremde Narren beurteilt werden. Die verbreitetste Alternative zur „Schöpfungsidee“ ist die evolutionistische Theorie eines selbstorganisierten Universums, in dem alle Ereignisse nur nach den Prinzipien von Zufall und Notwendigkeit ablaufen. Demgegenüber lässt sich, wie geschehen, einwenden, dass die darwinistisch verstandene Erklärung der Existenz von Organismen im Allgemeinen und der zu immer höheren Formen führenden Evolution im Besonderen ähnlich absurd ist wie die Behauptung, dass das Ulmer Münster vom Zufall zusammengeweht worden sei. Im Gegensatz zum Werden der Schöpfung ist auch das Werden nach dem Evolutionismus etwas völlig Anderes. Denn hier entstehen genau genommen keine neuen Dinge, sondern nur Zufallsphänomene, die sich allein aus den materiellen Bestandteilen erklären. Die Dinge sind nur „Schein-Einheiten“, die fließend ineinander übergehen. Hier gibt es keine Seinsstufen, weil es keine Wesenheiten und qualitativen Unterschiede gibt. Nach demselben „Muster“ des zufälligen Zusammenkommens bauen sich immer weiter „Schein-Einheiten“ auf: Steine, Pflanzen, Tiere, Menschen. Die Organismen, wesenlos, ziellos und somit sinnlos, sind letztlich nur Moleküle oder Atome, die in mehr oder minder großer Komplexität miteinander verbunden sind. Man könnte den Menschen mit größerem Recht einen Molekularverband nennen. Jedenfalls kann von einer unantastbaren Würde des Menschen keine Rede sein, welche ein Experimentieren mit seinem Erbgut verbietet, wenn er nur das Ergebnis zufälliger Mutationen ist. Wenn der Mensch, wie dies der Molekularbiologe und Nobelpreisträger Joshua Lederberg definierte, nichts anderes als eine Säurefaden von bestimmter Länge und Struktur ist oder gar nach Julian Huxley ein „zusammengepflüschtes Zufallsprodukt der Evolution“: warum sollte es eines Tages auch nicht möglich sein, diesen umzubauen. Konsequente Evolutionisten sind denn auch allen Ernstes überzeugt, dass heute ein neues Zeitalter angebrochen sei, in dem der Mensch zum Schöpfer seiner selbst werde. In einem evolutionistischem Universum wäre das allerdings auch völlig gleichgültig: Denn Zufall und Notwendigkeit öffnen ja das Universum nicht für Vernunft, Bedeutung, Sinn und Zweck, sondern allein für Absurdität. Die Alternativen zum Schöpfungsglau-

ben sind somit Holzwege, schreckliche Sackgassen, an deren Ende Wahrheits- und Sinnverlust stehen, zuletzt dann der Verlust der Identität durch Leugnung der personalen Natur des Menschen und seiner transzendenten Ausrichtung als „Ebenbild“ Gottes.

V. Die psychologischen Gründe für den Schwund des Schöpfungsglaubens

Die Gründe für den Schwund des Schöpfungsglaubens und die Überzeugungskraft der evolutionistischen Weltanschauung sowie des damit verbundenen naturwissenschaftlichen Positivismus sind weniger logischer als vielmehr psychologischer Natur. Zum einen ist die Idee, das ganze Universum aus ganz einfachen Prinzipien zu erklären und ihren unermesslichen Reichtum aus wenigen Bausteinen abzuleiten, etwas Verführerisches. Denker der europäischen Geistesgeschichte seit den griechischen Naturphilosophen und der Atomlehre Demokrits waren immer von der Vision besessen, den Aufbau der Welt aus solch einfachen Prinzipien zu erklären. Der triumphale Siegeszug der mathematischen Naturwissenschaft hat dieser Hoffnung neuen Auftrieb, ja anscheinend Recht gegeben. Die anhaltende Begeisterung für die mathematische Naturwissenschaft hat allerdings noch einen mächtigen zweiten, sehr pragmatischen Grund: nämlich dem Wunsch, die Natur rational beherrschen und ausbeuten zu können, sowie der Erfahrung, dass dies mit Hilfe der naturwissenschaftlichen Methode in nie da gewesenen Maße möglich sei. Will ich die Natur beherrschen, so muss ich mein Augenmerk auf jene Dimensionen konzentrieren, die eine sichere, gesetzmäßige Voraussage kommender Ereignisse ermöglichen. So beschränkt sich die moderne Naturwissenschaft nur auf eine einzige – die quantifizierbare – Dimension der sichtbaren Wirklichkeit. In der Beschränkung und dem Verzicht auf alles, was sich nicht messen und berechnen lässt, liegt zum einen der Grund für die phantastische technische Verwertbarkeit, zum anderen auch für den unaufhaltsamen Erkenntnisfortschritt der modernen Naturwissenschaften. Mit dem wachsenden technischen Fortschritt aber ist diese methodische Selbstbeschränkung immer mehr aufgegeben worden und in ihr Gegenteil umgeschlagen: Die Wissenschaft wird zur Ersatzreligion, zum Götzen, dem ohne Zögern alles übrige geopfert wird, auch Gott. Denn Gott kann ja prinzipiell nicht Gegenstand der mathematischen Naturwissenschaft sein. Er kommt genau wie alles andere Qualitative, z.B. die Schönheit der Natur, in naturwissenschaftlichen Aussagen nicht vor, gleichgültig ob er existiert oder nicht. So bleiben der Naturwissenschaft auch prinzipiell die letzten, unwandelbaren Wirklichkeiten (vgl. Dietrich von Hildebrand, Das Trojanische Pferd in der Stadt Gottes, Regensburg 1969, S. 166f), die unvermeidlich von ihr wie von jeder rationalen Forschung vorausgesetzt sind – wie Wahrheit, Erkenntnis, die logischen Gesetze – unzugänglich, ebenso die entscheidenden Fragen, die jeden Menschen existentiell angehen, – wie sittlich Gut und Böse, der freie Wille, Verantwortung, Glück, Liebe, Schönheit, Transzendenz. In seiner Weihnachtsansprache von 1953 warnte Papst Pius der XII. die Menschen unserer Zeit eindringlich vor solch einer materialistischen technisch-wissenschaftlichen Gesinnung, die notwendig aus der Vergötzung der Wissenschaft resultiert: „Schwerer sind die Schäden der technischen Gesinnung für den von ihr beherrschten Menschen auf dem Felde der eigentlichen religiösen Wahrheit und seiner Beziehung zum Übernatürlichen. Das sind die Finsternisse, auf die der hl. Evangelist Johannes anspielt, die das Fleisch gewordene Wort Gottes zu zerstreuen gekommen ist und die das geistige Verständnis der göttlichen Geheimnisse verhindern ... Auch abgesehen von der religiösen Blindheit als Folge der technischen Gesinnung bleibt der von ihr besessene Mensch verkümmert in seinem Denken, gerade insofern er ein Ebenbild Gottes ist. Gott ist die unendlich umfassende Erkenntniskraft. Wer sich vor dieser Geistesverkümmern retten will, dem muss man nicht nur eine tiefgehende geistige Erziehung, sondern vor allem auch eine religiöse

Bildung wünschen.... Dann wird die Enge seines Erkennens gesprengt, dann offenbart sich ihm die Schöpfung in allen ihren Ausmaßen... Sonst wird das technische Zeitalter die Ungeheuerlichkeit vollbringen, den Menschen zum Riesen der physischen Welt zu machen – auf Kosten seines Geistes, den sie zum Zwerg der Welt des Übernatürlichen und Ewigen einschrumpfen lässt“¹⁸

Schluss: Die Plausibilität des Schöpfungsglaubens als vordringlichste Aufgabe heutiger Theologie (Papst Johannes Paul II.)

Papst Johannes Paul II. hat bei seinem Deutschlandbesuch 1980 den Theologie-Professoren in Altötting gesagt, dass die Konzentration auf den dreifaltigen Gott als Ursprung und bleibenden Grund unseres Lebens und der ganzen Welt die vordringlichste Aufgabe der heutigen Theologie sei. Denn nur, wenn wir an den Schöpfer des Himmels und der Erde wahrhaft glauben, erfassen wir auch das Geheimnis der Wirklichkeit an sich wie auch die Glaubenswirklichkeiten der Erlösung, die tief bis in die materielle Realität der Welt eingreifen, angefangen von der Menschwerdung Gottes bis zur Vollendung der ganzen Schöpfung. Entsprechend verkündet die Kirche in einer der Sonntagspräfationen ihrer Liturgie: „Denn du hast die Welt mit all ihren Kräften ins Dasein gerufen und sie dem Wechsel der Zeit unterworfen. Den Menschen aber hast du auf dein Bild hin geschaffen und ihm das Werk deiner Allmacht übergeben.“

Der Kirchenvater Augustinus schließlich kleidet die wesenhafte Hinordnung des Menschen als Ebenbild Gottes auf seinen Schöpfer in die bewegenden Worte: „Und dennoch will auch der Mensch Dich loben als ein Teil Deiner Schöpfung. Du erweckst Freude daran, Dich zu loben, denn Du hast uns auf Dich hin geschaffen, und unruhig ist unser Herz, auf dass es in Dir Ruhe finde. So will ich Dich suchen, Herr, indem ich Dich anrufe, und Dich anrufen, da ich an Dich glaube.“¹⁹

Anmerkungen:

1. Vgl. Johannes Auer/ Joseph Ratzinger, Katholische Dogmatik Bd. III, S. 168 ff.
2. Vgl. Joseph Ratzinger, Dogma und Verkündigung München-Freiburg i. Br. 1973, 147 ff.
3. Vgl. Katholische Dogmatik III, S. 168 ff.
4. Vgl. Katholische Dogmatik III, S. 168 ff.
5. Bericht des „Spiegels“: „Biochemie, Senkrecht zur Hölle“, 12. 12. 1970, S. 22.
6. E. Rutte, Befunde der Paläontologie zur Entwicklungsgeschichte S. 73 ff. in: Locker, Evolution, Salzburg-München 1983.
7. Jacques Monod, Zufall und Notwendigkeit, dtv 1069, S. 124.
8. Vgl. Wolfgang Kuhn, Stolpersteine des Darwinismus, Berneck 1985.
9. Vgl. Walter Hoeres, Evolution und Geist, Respondeo Nr. 4, S. 37.
10. Vgl. Walter Hoeres, s.o., S. 38 ff.
11. Vgl. Ulrich Niemann, Zum Problem der Selbstorganisation der Materie, Paderborn 1991.
12. George Gale, Das anthropische Prinzip in: Spektrum der Wissenschaft, Febr. 1982, S. 90 ff.
13. Vgl. Hugo Staudinger/C.P. Thiede, Das Glaubensbekenntnis, Paderborn 1992, S. 28 ff.
14. Hermann Weinzierl, Ist die Evolution Wirklichkeit? S. 519 in: Johannes Grün, Die Schöpfung, Münstair, 2000.
15. Vgl. Peter Singer, Praktische Ethik, Reclam, Stuttgart 1984, S. 174 ff.
16. Vgl. Jobst Paul, Bioethik als Philosophie, Theologisches Jahrgang 27, Nr. 6.
17. CS. Lewis, Die Abschaffung des Menschen Freiburg, 4. Auflage 1993, S. 74 f.
18. Pius XII. – Ein Papst spricht, Fischer Tb 1953.
19. Aurelius Augustinus, Bekenntnisse, 1. Buch, 1. Kap.

Anschrift des Autors: *Norbert Clasen
Marktplatz 5 · 85072 Eichstätt*

Sättigungsmahl oder Opfermesse?

Wenn wir von Opfer sprechen, ist nicht nur ein Lob- und Dankopfer, sondern auch und vor allem ein Sühneopfer gemeint. Im ersteren Sinn nannte auch Melanchthon 1530 auf dem Reichstag in Augsburg die Messfeier ein Opfer. Wer aber die von den Aposteln her kommende, sich organisch entfaltende und seit etwa tausend Jahren im Wesentlichen vorliegende Opfermesse betrachtet, die vom heiligen Papst Pius V. im Auftrag des Konzils von Trient mit geringfügigen Änderungen für alle Zeiten und alle Orte gültig neu promulgiert worden war, (was alle folgenden Päpste durch den Abdruck der Bulle „Quo primum“ von 1570 in den Römischen Messbüchern bestätigten bis zum Beginn des II. Vatikanischen Konzils 1962), der wird leicht erkennen – so es ihm wirklich um eine sachliche, nüchterne Kenntnisnahme geht –, dass die Texte dieser heiligen Messe eindeutig das Opfer und zwar auch und vor allem das Sühneopfer ganz selbstverständlich und in jeder Weise unpolemisch als unabänderliche katholische Lehre voraussetzen.

Abgesehen davon, dass das II. Vat. Konzil „allen rechtlich anerkannten Riten gleiches Recht und gleiche Ehre“ (Lit. 4) zuerkannte, und das es der Wille des Konzils war, „diese Riten in Zukunft erhalten und in jeder Weise gefördert“ (ebd.) zu sehen, und wiederum abgesehen davon, dass das gleiche Konzil beschloss (Lit. 23): „Schließlich sollen keine Neuerungen eingeführt werden, es sei denn, ein wirklicher und sicher zu erhoffender Nutzen der Kirche verlange es. Dabei ist Sorge zu tragen, dass die neuen Formen aus den schon bestehenden gewissermaßen organisch herauswachsen“¹; also abgesehen davon, kann man nicht, was bis gestern gelobt, empfohlen und verteidigt worden war „als höchst herrliche und feierliche Gebräuche, von denen keiner für überflüssig oder bedeutungslos zu halten ist“ (Habet autem hoc sacrificium multos, eosque maxime insignes ac solemnes ritus, quorum nullus supervacaneus aut inanis existimandus est)², nun allenfalls als widerwillig geduldete Winkelmesse zulassen, die selbst nur einmal in der Woche abends in einer Nebenkapelle zelebriert angeblich die Gemeinde spalten würde, wie es der Autor dieser Zeilen selbst erlebte. Ein anderer nicht mehr ganz junger Pfarrer sprach auf Anfrage von dem „alten Kram“, den er natürlich nicht dulden kann. Also doch eine andere, neue Kirche, die eine zweitausend Jahre alte Tradition verleugnet? Sicher nicht nur, weil man – wie das Konzil noch für die Priester voraussetzte – Latein können sollte, und auch nicht nur, weil man mit dem sogenannten 2. Kanon viel schneller fertig ist.³

Der infernalische Hass gegen den von der Kirche vor dem Konzil stets verteidigten Ritus ist umso weniger verständlich als es in dem Indult über die bedingte Wiedezulassung des Missale Romanum 1962 vom 3. Oktober 1984 ausdrücklich heißt: „Diese Erlaubnis, die kennzeichnend ist für die Sorge

des gemeinsamen Vaters um alle seine Söhne ...“. In dem dann am 2. Juli 1988 verkündeten und mit den Worten „Ecclesia Dei“ beginnenden Motuprepro hat Papst Johannes Paul II. u. a. folgendes bestimmt: „Allenthalben soll der Wunsch derer, die sich der lateinischen liturgischen Tradition verbunden fühlen, beachtet werden, und zwar durch eine weite und großzügige Auslegung der Richtlinien, die der Hl. Stuhl hinsichtlich des Gebrauchs des Missale Romanum in der Ausgabe von 1962 erlassen hat.“ Der zuständigen Kommission gewährte der Hl. Vater am 18. Oktober 1988 in einem förmlichen Dekret die Vollmacht „allen, die darum bitten, den Gebrauch des Missale Romanum von 1962 zu gestatten ...“. In der Praxis hat dies freilich auf Weltebene wenig gebracht. Das gilt auch für die zahlreichen positiven Stellungnahmen Kardinal Ratzingers, des Glaubenswächters!

Wenn man bedenkt, dass unser Herr und Heiland anlässlich des jüdischen Passah-Festes, der Dankfeier für die Befreiung aus der ägyptischen Knechtschaft, und im Blick auf den Karfreitag als Vorwegnahme und dauernde unblutige Gegenwärtigsetzung seines Erlösungsofers das Heilige Messopfer einsetzte und das Priestertum seiner Apostel und ihrer priesterlichen Nachfolger begründete, dann ist es die erste Voraussetzung, dass man Passahmahl und Heilige Messe unterscheidet und nicht in einen Topf wirft. Am Gründonnerstag sprechen wir mit Recht von der Abendmahlsmesse, weil bei diesem Anlass an die Stelle des jüdischen Passahlammes das „für uns geopfert“ Osterlamm trat (Vgl. 1 Kor 5,7). Die Christen verbanden zunächst mit dem Heiligen Messopfer ein Liebesmahl, eine Agape. Der hl. Paulus aber trennte wegen Missbrauchs beide Vorgänge (Vgl. 1 Kor 11,17 ff.). Eindeutig sind seine Worte: „Könnt ihr denn nicht zuhause essen und trinken?“ (Vers 22) Und wiederum: „Wer Hunger hat, soll zuhause essen“ (Vers 54). Es ist unverständlich, warum die Katholiken nach protestantischem Muster ständig vom Abendmahl sprechen. Die Heilige Messe ist nach Auskunft der „Heiligen Schrift“, wie wir sahen, eindeutig kein Sättigungsmahl. Wenn die Heilige Kommunion gelegentlich als Hinweis und mystische Vorwegnahme des himmlischen Hochzeitsmahles auch berechtigterweise als Mahl benannt wird, dann sollte man den Zusammenhang nicht aus den Augen verlieren und keine Verallgemeinerung zulassen. Natürlich ist auch der Empfang der konsekrierten Heiligen Hostie und gegebenenfalls des Heiligen Blutes ein stilisiertes Mahl, was aber nicht zu einer Verfälschung der Heiligen Opfermesse zu einem unterhaltendem Gesellschaftsmahl entarten darf, wie es ja von verschiedener Seite schon missbraucht worden ist.

Es wurde schon oft das, was man heutzutage als Eucharistiefeier, Abendmahlsfeier oder einfach als Messe bezeichnet, mit trauerndem Bedauern zur Kenntnis genommen. Da gibt es Jazz-Messen, Kölsche Messen, Karnevalsmessen, neben den hunderttausend Möglichkeiten, die an sich bereits der neue Ritus zulässt und dazu ermuntert, immer wieder neue Formen, Massenspektakel, über die man sicher nicht immer einer Meinung sein kann, wenn man den hochheiligen Kerngehalt des Vorganges nicht vergisst. In der Kölner Kirchenzeitung vom 7. Juni dieses Jahres wird u. a. von einem „Gottesdienst über dem Strom“ berichtet. Darunter heißt es: „Stadtjugendmesse zur Eröffnung der neuen Düsseldorfer Rheinbrücke“. In der gleichen Nummer der Kirchenzeitung wird auch über eine „Arbeitslosen-Messe“ berichtet: „Marcello Rossi (31), singender Pfarrer aus Brasilien, hat auf dem Formel-1-Kurs von Interlagos einen Gottesdienst mit 30 000 zumeist arbeitslosen Menschen gefeiert. Die Diözese Santo

¹ Wer könnte ernsthaft behaupten, dass die beiden jüdischen Tischgebete, die man an die Stelle der alten Opferungsgebete im neuen Ritus setzte, organisch aus jenen herausgewachsen wären?

² Catechismus Romanus, Zweiter Teil, Viertes Hauptstück, Nr. 81.

³ Auch für alle neuen Kanones gilt das gleiche wie für die Opferungsgebete. Keiner ist organisch aus dem alten Römischen Messkanon herausgewachsen. Im Gegenteil: Auch der alte Römische Messkanon wurde schon in seiner lateinischen Fassung völlig unorganisch verändert: neue Schlussformeln; die Nennung der meisten Heiligen vor und nach der Hl. Wandlung nur noch „ad libitum“; Streichung der Segenskreuze, völlig veränderte Wandlungsworte; neue Gesten!

Amaro bei Sao Paulo will sich aktiv gegen die grassierende Arbeitslosigkeit einsetzen.“

Die „Kirchliche Umschau“ vom Mai 2002 übernahm aus dem „Schwarzwälder Boten“ vom 25. April 2002 folgende Nachricht: „Zum Auftakt der Motorradsaison findet am Samstag, 27. April, auf dem Marktplatz zum 20. Mal der „Motorrad-Gottesdienst“ statt. Erwartet werden rund 450 Motorradfahrer aus den Regionen Tübingen, Reutlingen, Rottweil und Villingen-Schwenningen mit ihren Motorrädern. Anstelle von Bischof Gebhard Fürst wird Pfarrer Christof Mayer aus Horb-Nordstetten den Gottesdienst um 14 Uhr halten. Der 35-jährige Geistliche ist selbst Motorradfahrer.“ Ob es sich allerdings um eine Motorrad-Messe handelte, geht aus der Meldung nicht hervor.

In ihrer Mai/Juni-Nummer berichtet die *Una Voce*-Korrespondenz über die „Tagung der Vereinigung ‚Pro Missa Tridentina‘“. U. a. heißt es da: „Wie uns berichtet wurde, ergab sich ein Misston dadurch, dass zu Beginn des Gottesdienstes, während der Zelebrant die heiligen Gewänder anlegte, der Würzburger Weihbischof, Referent für Kirchenmusik und Liturgie der Diözese und auch Mitglied der Liturgiekommision der Deutschen Bischofskonferenz, vom Ambo aus die Herrichtung des (Volks-)Altars für den vorkonziliaren Ritus öffentlich kritisierte. Besonders am Kreuz auf dem Altar nahm er Anstoß – es gebe doch ein hoch über dem Chorraum schwebendes Kreuz! Und die Kerzen gehörten keineswegs auf den Altar. Auch in der Sakristei äußerte der Weihbischof seinen Unmut. Man kann nur hoffen, dass der Zelebrant beim

Anlegen der Gewänder so in die begleitenden Gebete vertieft war, dass er die Ausfälle des Weihbischofs der gastgebenden Diözese nicht mitbekommen hat ...“

Wenn ein Jüngling am Ende des II. Vatik. Konzils 20 Jahre alt war, dann wäre er jetzt 57 Jahre. Ob wohl der H. H. Weihbischof schon so alt ist? Jedenfalls wäre er, wenn er sogleich anschließend hätte Theologie studieren können, gewissermaßen in die neue Liturgie „hineingeweiht“ worden. Sollte er jünger sein, dann wären ihm die letzten Spuren einer zweitausendjährigen katholischen, organisch gewachsenen Liturgie „erspart“ geblieben. Sollte man aber nicht doch als Bischof auch dann, zumal wenn man in Diözese und Bischofskonferenz für Liturgie zuständig ist, sich mit der alten Liturgie, der Liturgie der vielen Heiligen und Kirchenlehrer, auseinandersetzen? Ob er wohl die Dogmen des Konzils von Trient kennt, die in der „alten“ Heiligen Messe ein wunderbares Echo finden? Ob er vielleicht sogar den im Auftrag des Konzils von Trient herausgegebenen Römischen Katechismus für die Pfarrer kennt, die immer wieder bis ins 20. Jahrhundert von Bischöfen und Päpsten ermahnt wurden, sich danach zu richten? Die Kirchengeschichte hat nicht erst 1962 bzw. 1965 begonnen. Wer behaupten wollte, die Ausrichtung von Priester und Gläubigen zum Herrgott hin wäre falsch, der kann einem eigentlich nur leid tun.

Aber von all' dem abgesehen: Gibt es nicht auch in der Kirche das Gesetz der Höflichkeit? Gelten Rücksichtnahme und mitmenschlicher Anstand nicht mehr? Offenbar nicht.

Ulrich Paul Lange

RESPONDEO

Prof. P. Dr. H. van Straelen SVD

Selbstfindung oder Hingabe

Nr. 1, 4. erw. Aufl. 1997, 144 S., € 9,-

W. Schamoni

Vom Evangelium zu den Evangelien

Nr. 2, vergriffen

W. Schamoni

Kosmos, Erde, Mensch und Gott

Nr. 3, 64 S., € 6,-

Prof. Dr. W. Hoeres

Evolution und Geist

Nr. 4, 72 S., € 6,-

Prof. J. Stöhr u. Prof. B. de Margerie SJ

Das Licht der Augen des Gotteslammes

Nr. 5, 72 S., € 6,-

Prof. Dr. L. Scheffczyk

Zur Theologie der Ehe

Nr. 6, 72 S., € 6,-

P. Dr. A. Günthör OSB

Meditationen über das Apostolische Glaubensbekenntnis, Vaterunser und Gegrüßet seist du, Maria

Nr. 7, 136 S., € 9,-

Prof. Dr. J. Dörmann

Die eine Wahrheit und die vielen Religionen

Nr. 8, 184 S., € 9,-

Prof. J. Auer

Theologie, die Freude macht

Nr. 9, 64 S., € 6,-

Dr. K. Wittkemper MSC

Herz-Jesu-Verehrung Hier und Heute

Nr. 10, 136 S., € 9,-

Dr. R. Hinrichs

Ihr werdet sein wie Gott

Nr. 11, 116 S., € 9,-

Prof. Walter Hoeres

Theologische Blütenlese

Nr. 12, 180 S., € 10,-

Prof. Walter Hoeres

Kirchensplitter

Nr. 13, 86 S., € 6,-

Prof. Walter Hoeres

Zwischen Diägnose und Therapie

Nr. 14, 324 S., € 12,-

Dr. Heinz-Lothar Barth

„Nichts soll dem Gottesdienst vorgezogen werden“

Nr. 15, 199 S., € 10,-

DISLINGUO

Prof. Dr. W. Hoeres

Gottesdienst als Gemeinschaftskult – Ideologie und Liturgie

Nr. 1, 44 S., € 4,-

F.-W. Schilling v. Canstatt

Ökumene katholischer Vorleistungen

Nr. 2, 2. erw. Aufl., 46 S., € 6,-

Msgr. Ulrich Paul Lange

Maria, die in der Kirche nach Christus den höchsten Platz einnimmt und doch uns besonders nahe ist

Nr. 3, 93 S., € 6,-

Dr. Richard Giesen

Können Frauen zum Diakonat zugelassen werden?

Nr. 4, 122 S., € 8,-

Dr. Joseph Overath

Hoffnung auf das Morgen der Kirche

Nr. 5, 75 S., € 6,-

QUAESTIONES NON DISPUTATAE

Leo Scheffczyk

Aspekte der Kirche in der Krise

Bd. I, 1993, 188 S., € 14,- (vergr.)

Prof. Dr. G. May

Die andere Hierarchie

Bd. II, zweite unveränd. Aufl. 1998,
184 S., € 12,-

Balduin Schwarz

Ewige Philosophie

Bd. III, 2000, Vorwort von Prof. J. Seifert,
144 S., € 11,-

Bernhard Poschmann

Die Lehre von der Kirche

Bd. IV, 2000, Hrsg. von Prof. Dr. G. Fittkau
344 S., € 14,-

Prof. Walter Hoeres

Wesenseinsicht und Transzendentalphilosophie

Bd. V, 2001, 178 S., € 12,-

Neuerscheinung:

Dr. Gotthard Klein und

Dr. Monica Sinderhauf (Bearb.)

Erzbischof Johannes Dyba „Unverschämt katholisch“

Band VI, 2002, 592 S.,

16,5 x 23,5 cm, Festeinband, € 17,-

Auslieferung: Verlag Franz Schmitt, Postfach 1831, 53708 Siegburg, Fax 0 22 41 - 5 38 91